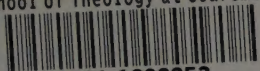


School of Theology at Claremont



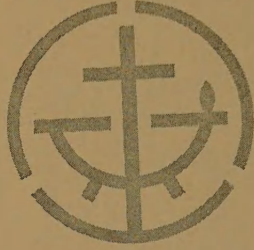
1001 1392253

PT
1759
R4
D4

DENEKE

SCHHELMUFFSKY

GERMAN



LIBRARY

Southern California
SCHOOL OF THEOLOGY
Claremont, California

Aus der Bibliothek
von
Walter Bauer

geboren 1877
gestorben 1960

*Zum Professor W. Bauer
mit bestem Gruß
J. S. Okt. 27. Deneke*

✓
Göttingische Nebenstunden

Herausgegeben von Dr. Otto Deneke

3

Schelmuffsky

von

Otto Deneke

Göttingen, beim Herausgeber

April 1927

PT
1759
R4
D4

Schelmuffsky

Ein Vortrag

von

Otto Deneke

Göttingen, April 1927

Ihrem lieben Senior

Adolf Thimme

zum siebenzigsten Geburtstage

die Gräzel-Gesellschaft zu Göttingen

Das Buch, verehrte Bücherfreunde, mit dem wir uns heute abend von neuem befreunden wollen, ist mehr als 200 Jahre alt. Es stammt noch aus dem Jahrhundert des 30 jährigen Krieges, aus seinem letzten Jahrzehnt. 1696 ist es zuerst erschienen. Aber heute noch ist es lebendig wie am ersten Tag.

Es sind nicht viele deutsche Schriftdenkmäler aus dem 17. Jahrhundert, von denen sich das selbe sagen läßt. Von Opiz und von Moscherosch, von Fleming und von Besen weiß man in breiteren Schichten eben noch die Namen; ihre Werke werden nicht mehr gelesen, sondern nur noch von literarhistorisch Interessierten studiert. Zwei Werke nur aus jenem Jahrhundert sind noch heute in unmittelbarer Wirkung auch bei den naiven Lesern: Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus und Schelmuffskys Reisebeschreibung. Für dieses Mal wollen wir Schelmuffsky auf seiner Reise von 1696 bis in unsere Zeit hinein begleiten.

Ich darf wohl annehmen, daß Sie in Ihrer Mehrzahl das kleine Schelmuffsky-Buch kennen. Es hat in den letzten Jahrzehnten eine solche Verbreitung und Beliebtheit erlangt, daß man es beinahe als Volksbuch ansprechen kann, in allen Ständen und bei jung und alt bekannt, fast wie die Schildbürger, Till Eulenspiegel oder Münchhausen. Ganz so volkstümlich wie diese ist es wohl noch nicht; aber die reiche Fülle von neuen Ausgaben zeigen eine immer noch zunehmende Verbreitung. Man kann heute den Schelmuffsky lesen im Lugs-Druck für die Hundert und im Reclam-Druck für die Hunderttausend; in der Kulturhistorischen Liebhaber-Bibliothek für Feinschmecker und in der Hausbücherei der Deutschen Dichterdächtnisstiftung für Jedermann; in den Neudrucken Deutscher Literatur-Werke für wissenschaftliche Forschung und in der Deutschen Bibliothek sowie der Inselbücherei für Massenabatz. Ja, schließlich ist, von anderen Ausgaben zu schweigen, vor einigen Jahren Schelmuffsky in usum Delphini als Jugendschrift auf den Markt gebracht. Lebendige Weiterwirkung des alten Buches also in verschiedensten Formen — ich denke, das ist schon etwas, und das berechtigt uns, die Geschichte dieses Buches durch die Jahrhunderte hin mit liebevoller Genauigkeit zu betrachten.

Schelmuffskys Reisebeschreibung erschien zum ersten Male im Jahre 1696, der zweite Theil 1697, ohne Verfasser=Angabe, ohne Verleger und Verlagsort. Der Titel lautet vollständig:

Schelmuffskys Warhafftige Curiose und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und Lande I. Theil / Und zwar die allervollkommenste und accurateste Edition, in Hochdeutscher Frau Mutter Sprache eigenhändig und sehr artig an den Tag gegeben von C. S. Gedruckt zu Schelmerode. Im Jahr 1696.
Der zweite Theil:

Schelmuffskys curiöser und sehr gefährlicher Reisebeschreibung zu Wasser und Lande Anderer Theil. Gedruckt zu Padua eine halbe Stunde von Rom bey Peter Martau 1697.

Es kommt dann die Widmung an den Großen Mogul und die Zuschrift an den curiösen Leser.

Dem Hoch=Geborenen Grossen Mogul den Ältern, weltberühmten Könige, oder vielmehr Kayser in Indien zu Agra. Meinem vor diesem auf meiner sehr gefährlichen Reise gewesenen Freundlichsten Herrn usw.

Hochgebohrner Potentate, usw. Ich wäre der Tebelholmer ein rechter undankbarer Kerl, wenn ich nicht vor dieselbe Gutthat welche ich vor diesen auf meiner sehr gefährlichen Reise ganzer 14 Tage lang von Eurer Hochgebohrnen Herrlichkeiten genossen, nicht sollte bedacht seyn, wie ichs wieder gleich machen möchte; Nun hätte ich solches auch schon längst gethan, wenn ich nur wissen sollen, worinnen ich Eurer Hochgebohrnen Herrlichkeiten einen Gefallen erweisen können. Ich hatte zwar Anfangs willens Eu. Gnaden und Liebsten ein Fäßgen gut Klebe=Bier aus unsern Landen mit dafür hinein zu schicken, allein so besorgte ich, daß es den weiten Weg dorthin matt und sauer werden möchte, und daß sie es hernach nicht würden sauffen können, habe ichs also auch immer unterwegs gelassen. Nachdem ich aber meine warhafftige, curiose und sehr gefährliche Reise=Beschreibung zu Wasser und Lande unter der Band herfür gesucht und an den Tag gegeben, so habe ich nicht umhin können (zumahl weil mir wissend, daß Eu. Gnaden und Hochgebohrne Herrlichkeiten ein sonderlicher Liebhaber von curiösen Büchern und neuen Sachen seyn, ich auch dieselbe vor Geld und gute Worte ein Buch aus Teutschland nach Indien zu schicken versprochen) gedachte meine curiose und sehr gefährliche Reise=Beschreibung dieselbe zuzu=

schreiben, und ein Exemplar in Schweins-Leder eingebunden, mit hinzuschicken, ich verlange der Tebelhohlmer nicht einen Dreher dafür, ob es gleich was curioses ist, nur daß der Hochgebohrne Potentate sehen soll, daß ich dankbar bin, und verhoffe, es wird denselben gefallen; viel Geprahle will ich zwar nicht davon machen, allein, das Werk wird der Tebelhohlmer den Meister selber loben, und wenn sie es durchgelesen haben, so bitte ich, daß Eure Gnaden und Hochgebohrne Herrlichkeiten es ihrer Liebste auch wollen lesen lassen, damit sie doch auch siehet was ich vor ein braver Kerl bin gewesen, und wie mirs leglich so unglücklich auf der Spanischen See gegangen. Im übrigen gedenden Eu. Gnaden meiner im besten und leben wohl. Ich verbleibe dafür Eu. Hochgebohrnen Herrlichkeiten, wie auch Dessen Frau Liebste allezeit Dienstfreundlichst Reisefertigster Schelmuffsky.

An den Curiosen Leser: Ich bin der Tebelhohlmer ein rechter Bärenhäuter, daß ich meine wahrhaftige, curiose und sehr gefährliche Reise-Beschreibung zu Wasser und Lande, welche ich schon eine geraume Zeit verfertigt gehabt, so lange unter der Bank stecken lassen, und nicht längstens mit hervor gewischt bin; Warum? Es hat der Tebelholmer mancher kaum eine Stadt oder Land nennen hören, so setzt er sich stracks hin, und macht eine Reise-Beschreibung zehen Ellen lang, davon her, wenn man denn nun solch Zeug liest, (zumahl wer nun brav gereiset ist, als wie ich) so kan einer denn gleich sehen, daß er niemahls vor die Stuben-Thüre gekommen ist, geschweige, daß er fremden und garstigen Wind sich sollte haben lassen unter die Nase gehen, als wie ich gethan habe. Ich kan es wohl gestehen, ob ich gleich so viel Jahr in Schweden, so viel Jahr in Holland, so viel Jahr in Engelland, auch 14 ganzer Tage in Indien bey dem grossen Mogul, und sonst fast in der ganzen Welt weit und breit herum gewesen, und so viel gesehen, erfahren und ausgestanden, daß, wenn ich solches alles erzählen sollte, einen die Ohren davon weh thun sollten. Ich habe aber Zeitlebens kein Geprahle oder Aufschneidens davon hergemacht, es wäre denn, daß ichs bisweilen guten Freunden auf der Bierbank erzehlet hätte. Damit aber nun alle Welt hören und erfahren soll, daß ich nicht stets hinterm Ofen gesessen, und meiner Frau Mutter die gebratenen Aepffel aus der Röhre genascht, so will ich doch nur auch von meiner manchmahl sehr gefährliche Reise, und Ritterlichen Thaten

zu Wasser und Lande, wie auch von meiner Gefangenschaft zu Sanct Malo eine solche Beschreibung an das Tageslicht geben, dergleichen noch niemahls in öffentlichen Druck soll seyn gefunden worden, und werden sich diejenigen solche vortreflich zu Nutzen machen können, welche mit der Zeit Lust haben fremde Länder zu besuchen. Sollte ich aber wissen, daß dasselbe, welches ich mit grosser Mühe und Fleiß aufgezeichnet, nicht von jedermann geglaubt werden solle, wäre mirs der Tebelholmer höchst leid, daß ich einige Federn damit verderbet; Ich hoffe aber der Curiose Leser wird nicht abergläubisch seyn, und diese meine sehr gefährliche Reise-Beschreibung vor eine bloße Aufschneideren und Lügen halten, da doch beim Sapperment alles wahr ist, und der Tebelholmer nicht ein einziges Wort erlogen; Im übrigen werde ich gerne hören, wenn man sagen wird: Dergleichen Reise-Beschreibung habe ich Zeitlebens nicht gelesen; Wird solches geschehen, so sey ein iedweder versichert, daß ich nicht allein mit der Zeit den andern Theil von meiner wahrhaftigen curiösen und sehr gefährlichen Reise-Beschreibung zu Wasser und zu Lande von den Orientalischen Ländern und Städten, wie auch von Italien und Pohlen, unter der Band herfür suchen will, sondern ich werde mich auch Lebenslang nennen Des curiösen Lesers allezeit Reisefertigster Schelmuffsky.

Schon diese Einleitungstücke zeigen, um was es sich handelt. Schelmuffsky ist ein junger Mensch, ein deutscher Bürgersohn, der von seinen Reisen erzählt. Die Söhne adliger oder sonst vornehmer Häuser pflegten damals nach Beendigung ihrer Studien die große Kavalirtour durch Europa zu machen. Sie reisten nach Holland, England, Frankreich, ließen sich an den Höfen vorstellen und holten sich dort den gesellschaftlichen Schliß und seinen Ton, der in Deutschland als einheimisches Gewächs nicht recht gedieh. Eine solche Kavalirtour schildert unser Schelmuffsky. Er ist aber kein Kavalier, sondern ein ungehobelter, ja rüpelhafter Pfahlbürgersohn, und seine Reiseberichte sind nichts als Aufschneideren, aber in so urwüchsigem echtem Tone des dummdreisten Bierbänk-Remontisten vorgetragen, daß eine klassische Lügen-Geschichte daraus geworden ist. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen noch einige Proben gebe.

Dabei muß ich allerdings etwas vorausschicken. Schelmuffsky erzählt in seiner angeborenen Redeweise, das heißt unverblümt, derbe, grobianisch. Für manche Ohren, insbesondere der Damen, kommt wohl mal ein allzuderbes Wort. Kann man Schelmuffsky auch

vor Damen vorlesen? Das ist schon vor hundert Jahren mal erörtert worden, und eine würdige Matrone hat sich darüber dahin erklärt: Es sey gar nicht anders möglich nach weltlichem Laufe, als daß in Büchern von etwas mehr als bloßem Küssen die Rede sey; wenn ein junger Herr das vorlese, so sey für ein junges Mädchen am besten, die Augen niederzuschlagen; sie habe das allezeit getan und rate es auch weiter an.

Die alte Dame, die diesen Rat gab, war eine Göttinger Professorentochter des 18. Jahrhunderts, eine von den literarisch berühmten, nämlich Philippine Gatterer, die Freundin Bürgers, die auch selbst einige Bändchen Gedichte veröffentlicht hat. Sie sagte dies etwa 1810 in Cassel zu Wilhelm Grimm, als sie schon 30 Jahre Frau Philippine Engelhard war, in Gegenwart ihrer erwachsenen Töchter.

So darf ichs wohl noch mit einer Probe versuchen.

Das erste Capitel.

Teutschland ist mein Vaterland, in Schelmerode bin ich gebohren, zu Sanct Malo habe ich ein ganz halb Jahr gefangen gelegen, und in Holland und Engelland bin ich auch gewesen. Damit ich aber dieser meiner sehr gefährlichen Reisebeschreibung fein ordentlich einrichte, so muß ich wohl von meiner wunderlichen Geburt den Anfang machen: Als die grosse Ratte, welche meiner Frau Mutter ein ganz neu seiden Kleid zerfressen, mit den Besen nicht hatte können todt geschlagen werden, indem sie meiner Schwester zwischen die Beine durchläuft, und unversehens in ein Loch kömmt, fällt die ehrliche Frau beschwegen aus Cyßer in eine solche Krankheit und Ohnmacht, daß sie ganzer 24 Tage da liegt und kan sich der Tebelhohlmer weder regen noch wenden. Ich, der ich dazumal die Welt noch niemals geschauet, und nach Adam Riesens Rechen-Buche 4. ganzer Monate noch im Verborgenen hätte pausieren sollen, war dermassen auch auf die sappermentische Ratte so thöricht, daß ich mich aus Ungebulst nicht länger zu bergen vermochte, sondern sahe, wo der Zimmermann das Loch gelassen hatte, und kam auf allen vieren sporenstreichs in die Welt gekrochen. Wie ich nun auf der Welt war, lag ich 8. ganzer Tage unten zu meiner Frau Mutter Füßen im Bettstroh, ehe ich mich einmal recht besinnen konnte, wo ich war. Den 9ten Tag so erblickte ich mit grosser Verwunderung die Welt, oh, sapperment! wie kam mir

alles so wußte da vor, sehr malade war ich, nichts hatte ich auf dem Leibe, meine Frau Mutter hatte alle Biere von sich gestreckt, und lag da, als wenn sie vor den Kopff geschlagen wäre, schreien wolte ich auch nicht, weil ich wie ein jung Ferkelgen da lag, und wolte mich niemand sehen lassen, weil ich nackend war, daß ich also nicht wußte, was ich anfangen sollte. Ich hatte auch willens wieder in das Verborgene zu wandern, so kunte ich aber der Tebelhohlmer den Weg nicht wieder finden, wo ich hergekommen war. Endlich dachte ich, du mußt doch sehen, wie du deine Frau Mutter ermunterst, und versuchte es auf allerley Art und Weise, bald kriegte ich sie bey der Nase, bald krabbelte ich ihr unten an den Fußsohlen, bald machte ich ihr einen Klapperstorch, bald zupfte ich ihr hier und da ein Härigen aus, bald schlug ich sie aufs Kolllepußgen; Sie wolte aber davon nicht aufwachen; leglich nahm ich einen Strohhalm und küßelte sie damit in den linken Nasen-Loche, wovon sie eiligst auffuhr und schrie, eine Ratte! eine Ratte! Da ich nun von ihr das Wort Ratte nennen hörte, war es der Tebelhohlmer nicht anders, als wenn iemand ein Scheermesser nehm und führe mir unter meine Zunge weg, daß ich hierauf alsobald ein erschreckliches Mueh! an zu reden fing. Hatte meine Frau Mutter nun zuvor nicht eine Ratte! eine Ratte! geschrien, so schrie sie hernachmals wohl über hundert mal eine Ratte! eine Ratte! denn sie meinte nicht anders es nistelte eine Ratte bey ihr unten zu ihren Füßen. Ich war aber her, und kroch sehr artig an meine Frau Mutter hinauf, guckte bey ihr oben zum Deckebette heraus, und sagte: Frau Mutter, Sie fürchte sich nur nicht, ich bin keine Ratte, sondern ihr lieber Sohn: daß ich aber so frühzeitig bin auf die Welt gekommen, hat solches eine Ratte verursacht. Als dieses meine Frau Mutter hörte, Oh sapperment! wie war sie froh, daß ich so unvermuthet war auf die Welt gekommen, daß sie ganz nichts davon gewußt hatte. Wie sie mich dasselbemal zuherzte und zulezte, das will ich der Tebelholmer wohl keinen Menschen sagen. Indem sie sich nun so mit mir eine gute Weile in ihren Armen gehätschelt hatte, stund sie mit mir auf, zog mir ein weiß Hembbe an und ruffte die Mieth-Leute in ganzem Hausse zusammen, welche mich alle miteinander höchst verwundernd ansahen, und wußten nicht was sie aus mir machen sollten, weil ich schon so artig schwätzen kunte. Wie auch die Leute hernach alle mit mir thaten, und mich zu herzen und zu poß-

ten, weil ich so ein schöner Junge war und mit ihnen flugs schwagen kunte, das wäre der Tebelhohlmer auf keine Rühhaut zu schreiben, ja sie machten auch alle miteinander flugs Anstalt, daß mir selben Tag noch bey grosser Menge Golds der vortreflich: Rahme Schelmuffsky beygelegt wurde. Den zehenden Tag nach meiner wunderlichen Geburth lernte ich allmählig, wie wohl etwas langsam an den Bänden gehen, denn ich war ganz malade, weil ich auf der Welt gar noch nichts weder gefressen noch geflossen hatte, denn der Frau Mutter Biez war mir zu eckel, und keine andere Speise kunte ich noch nicht gewöhnen, daß ich also, wenn sichs nicht so geschickt hätte, wohl verhungern und verdursten müssen. Was trug sich zu? Meine Frau Mutter hatte gleich selben Tag ein groß Faß voll Ziegen-Molcken auf der Ofen-Band stehen, über dasselbe gerathe ich so ungefähr, und tischte mit den Fingern hinein und koste es; weil mir das Zeug nun sehr wohl schmeckte, kriegte ich das ganze Faß bey dem Leibe, und soffs der Tebelhohlmer halb aus. Wobon ich hernach ganz lebend wurde und zu Kräfften kam. Als meine Frau Mutter sahe, daß mir das Ziegen-Molcken so wohl bekam, war sie her und kauffte hernach noch eine Ziege, denn eine hatte sie schon, die mußten mich also bis in das zwölffte Jahr meines Alters mit lauter solchen Zeuge ernehren und auferziehen. Ich kans wohl sagen, daß ich denselben Tag, als ich gleich 12 Jahre alt war, der Tebelhohlmer, Speck Ellen dicke auf meinen Rücken hatte, so fett war ich von dem Ziegen-Molcken geworden. Bey Anfang des 13. Jahres lernete ich auch allesachte die gebratene Krams-Vögelgen und die jungen gespickten Hüneregen abknaupeln, welche mir endlich auch sehr wohl bekamen. Da ich nun so ein Bißgen besser zu Jahren kam, so schickte mich meine Frau Mutter in die Schule, und vermeinte nun einen Kerl aus mir zu machen, der mit der Zeit alle Leute an Gelehrsamkeit übertreffen würde; ja, es wäre dazumal wohl endlich was aus mir geworden, wenn ich hätte Lust was zu lernen gehabt, denn so klug ich in die Schule gieng, so klug kam ich auch wieder heraus. Meine größte Lust hatte ich an dem Blase-Rohre, welches mir meine Frau Groß-Mutter zum Jahrmarkte von der Eselswiese mitgebracht hatte; sobald ich denn aus der Schule kam, so schmiß ich meine Büchergen unter die Band und nahm mein Blase-Rohr, lief damit auf den obersten Boden und schoß da entweder die Leute auf der Gasse mit auf die Köpffe,

oder nach den Spakianern, oder knapste denen Leute in der Nachbarschaft die schönen Spiegelscheiben entzwey, und wenn sie denn so klirren, kunte ich mich recht herzlich drüber zu lachen; das trieb ich nun so einen Tag und alle Tage; ich hatte auch so gewiß mit meinem Blase=Nohr schießen gelernt, daß ich einem Sperlinge, wenn er gleich 300 Schritte von mir saß, damit das Lebens=Licht ausblasen kunte. Ich machte das Rabenzug so schüchtern, wenn sie meinen Namen nennen hörten, so wußten sie schon, wie viel es geschlagen hatte.

Das andere Capitel.

Der Guckguck fing gleich denselben Tag das erste mal im Jahre an zu rufen, als ich in Schelmerode von meiner Frau Mutter Abschied nahm, ihr um den Hals fiel, sie auf jedweden Backen zu guter lezte dreymal herzte und hernach immer zum Thore hinaus wanderte. Wie ich nun vor das Thor kam, o sapperment! wie kam mir alles so weitläufig in der Welt vor, da wußte ich nun der Tebelhohlmer nicht, ob ich gegen Abend oder gegen der Sonnen Niedergang zu marschieren sollte; hatte wohl 10 mal in Willens wieder umzukehren und bey meiner Frau Mutter zu bleiben, wenn ich solches nicht so lächerlich verschworen gehabt, nicht eher wieder zu ihr zu kommen, bis daß ich ein brav Kerl geworden wäre, doch hätte ich mich endlich auch nicht groß an das Verschwören gekehret, weil ich sonst wohl eher was verschworen, und es nicht gehalten hatte, sondern würde unfehlbar wieder zu meiner Frau Mutter gewandert seyn, wann nicht ein Graf auf einen Schellen=Schlitten wäre quer Feld ein nach mir gefahren kommen, und mich gefragt: wie ich so da in Gedanken stünde? worauf ich dem Grafen aber zur Antwort gab: Ich wäre willens die Welt zu besehen, und es käme mir alles so weitläufig vor, und wüßte nicht, wo ich zu gehen sollte? Der Graf fing hierauf zu mir an und sagte: Msr. es siehet ihn was rechts aus seinen Augen, und weil er Willens ist die Welt zu besehen, so setze er sich zu mir auf meinen Schellen=Schlitten, und fahre mit mir, denn ich fahre deswegen auch in der Welt nur herum, daß ich sehen will, was hier und da passiret. Sobald der Herr Graf dieses gesagt, sprang ich mit gleichen Beinen in seinen Schellen=Schlitten hinein, und steckte die rechte Hand vorne in die Hosentasche und die linke Hand in den rechten Schubesack, daß mich nicht frieren sollte, denn der Wind

gung sehr kalt und hatte selbige Nacht Ellen dicke Eiß gefroren; doch war es noch gut, daß der Wind uns hinten nach ging, so konnte er mich nicht so treffen, denn der Herr Graf hielt ihn auch etwas auf, der saß hinten auf der Britsche und kutschte, damit so fuhren wir immer in die Welt hinein, und gegen Mittag zu. Unterwegens erzehleten wir einander unser Herkommens; der Herr Graf machte nun den Anfang und erzehlete seinen Gräfl. Stand und daß er aus einem uhralten Geschlechte herstammete, welches 32. Ahnen hätte, und sagte mir auch, in welchem Dorffe seine Grosse-Mutter begraben läge, ich habe es aber wieder vergessen; hernach so schwatzte er mir auch, wie daß er, als er noch ein kleiner Junge von 16 Jahren gewesen wäre, seine Lust und Freude an den Vogelstellen immer gehabt hätte, und einmal auf einmal zugleich 31 Pempel-Meisen in einen Sprendel gefangen, welche er sich in Butter braten lassen, und ihn so vortreflich wohl bekommen wären. Nachdem er nun seinen Lebens-Lauf von Anfang bis zum Ende erzehlet hatte, so fing ich hernach von meiner wunderlichen Geburth an zu schwätzen, und wie es mit der Ratte wäre zugegangen, da sie meiner Frau Mutter ein ganz neu seiden Kleid zerfressen gehabt, und meiner Schwester zwischen die Beine durchgelaufen wäre und unversehens in ein Loch gekommen, da sie hätte sollen todt geschlagen werden; wie auch von meinem Blase-Rohre, mit welchen ich so gewiß schießen können. O sapperment! wie sperreta Herr Graf Maul und Nasen drüber auf, als ich ihn solche Dinge erzehlete, und meinte, daß noch was rechts auf der Welt aus mir werden würde. Nach solcher Erzählung kamen wir an ein Wirths-Haus, welches flugs an der Strasse im freyen Felde lag, daselbst stiegen wir ab, und giengen hinein uns ein wenig da auszuwärmen; sobald als wir in die Stube kamen, ließ sich der Herr Graf ein groß Glas geben, in welches wohl hier zu Lande auf 18 bis 20 Maaß ging, dasselbe ließ er sich den Wirth voll Brantwein schenken, und brachte mirs da auf Du und Du zu. Nun hätte ich nicht vermeinet, daß der Graf das Glas voll Brantwein alle auf einmal aussauften würde, allein er soffs der Tebelholmer auf einen Soff, ohne absetzen und Barthwischen, reine aus, daß sich auch der Wirth grausam drüber verwunderte. Hernach so ließ ers wieder eben so voll schenken, und sagte zu mir: Nun allons Herr Bruder Schelmuffskh, ein Hundsfott, der mirs nicht auch Bescheidt thut. Sapperment:

Das Ding verdross mich, daß der Graf mit solchen Worten flugs um sich schmiß, und fieng gleich zu ihm an: Tob Herr Bruder, ich wills Bescheid thun. Als ich dieses ihn zur Antwort gab, fieng der Wirth höhniſch an zu den Grafen an zu lächeln, und meinte, ich würde es unmöglich können Bescheid thun, weil der Herr Graf ein dicker corpulenter Herre, und ich gegen ihn nur ein Aufschüßling wäre, und in meinen Magen das Glas voll Brantwein wohl schwerlich gehen würde. Ich war aber her, und sagte mit dem Glase voll Brantwein an, und soff es der Tebelholmer flugs auf einen Schluck aus. O sapperment! was sperrete der Wirth vor ein paar Augen auf, und sagte heimlich zum Grafen, daß was rechts hinter mir stecken müſte. Der Graf aber klopfte mich hierauf gleich auf meine Achseln und sagte: Herr Bruder, verzeihe mir, daß ich dich zum Trinken genöthiget habe, es soll hinfort nicht mehr geschehen, ich sehe nun schon, was an dir zu thun ist, und daß deinesgleichen von Conduite wohl schwerlich wird in der Welt gefunden werden. Ich antwortete dem Herrn Bruder Grafen hierauf sehr artig wieder, und sagte, wie daß ich warlich ein braver Kerl wäre, und noch ersülich zu was rechts werden würde, wenn ich weiter in die Welt hinein kommen sollte, und wenn er mein Bruder und Freund bleiben wolte, sollte er mich künftigt mit dergleichen Dingen verschonen. O Sapperment! wie demüthigte sich der Graf gegen mich, und bath mirs auf seinen gebogenen Knien ab, und sagte, dergleichen Escesse sollten künftigt nicht mehr von ihm geschehen. Hierauf bezahlten wir den Wirth, saßen uns wieder auf unsern Schellen=Schlitten, und fuhren immer weiter in die Welt hinein. Wir gelangten zu Ende des Octobris, da es schon fast ganz dunkel worden war, in der berühmten Stadt Hamburg an, allwo wir mit unserm Schlitten am Pferde=Markte in einem grossen Hause einfuhreten, worinnen viel vornehme Standes=Personen und Damens logireten. Sobald als wir da abgestiegen waren, kamen 2 italienische Nobels die Treppe oben herunter gegangen; der eine hatte einen messingenen Leuchter in der Hand, worauf ein brennendes Wachs=Liht brandte, und der andere eine grosse töpferne brennende Lampe, welche geschwüpte voll Bomolie gegossen war; die hießen uns da willkommen, und erfreueten sich meiner wie auch des Herrn Bruders Grafens seiner guten Gesundheit. Nachdem sie nun solche Complimente gegen uns abgelegt hatten, nahm mich der eine Nobel mit den brennenden Wachs=Lihte bey der Hand,

und der andere mit der brennenden Bomolien-Lampe fassete den Herrn Grafen bey den Armel, und führten uns da der Treppe hinauf, daß wir nicht fallen sollten, denn es waren 6 Stufen oben ausgebrochen. Wie wir nun die Treppe oben hinauf kamen, so präsentierte sich ein vortreflicher schöner Saal, welcher um und um mit den schönsten Tapezereyen und Edelgesteinen ausgezieret war, und von Gold und Silber flimmerte und flammte. Auf demselben Saale nun, stunden 2 vornehme Staaden aus Holland, und 2 Portugiesische Abgesandten, die kamen mir und meinem Herrn Bruder Grafen gleichfalls entgegengegangen, hießen uns auch willkommen, und erfreueten sich ebenfalls unserer guten Gesundheit und glücklichen Anherkunft. Ich antwortete denselben flugs sehr artig wieder und sagte: Wenn sie auch noch sein frisch und gesund wären, würde es mir und dem Hn. Grafen sehr lieb auch seyn. Als ich mein Gegen-Compliment nun auch wieder abgelegt hatte, so kam der Wirth in einem grünen Sammet-Belze auch dazu, der hatte nun ein groß Bund Schlüssel in der Hand, hieß uns auch willkommen, und fragte, ob ich und der Herr Graf belieben wolten noch eine Treppe höher mit ihm zu steigen, allwo er uns anweisen wollte, wo wir unser Zimmer haben sollten. Ich und der Herr Bruder nahmen hierauf von der sämtlichen Compagnie mit einer sehr artigen Mine Abschied und folgten dem Wirth, daß er uns in unser Zimmer führen sollte, welches wir zu unserer Bequemlichkeit innen haben sollten. Nachdem wir uns nun so ein Bisgen ausgemauert hatten, so kam der Wirth in einen grünen Sammt-Belze wieder hinauf zu uns, und rufte uns zur Abend-Mahlzeit, worauf ich und der Herr Bruder Graf gleich mit ihm gingen. Er führte uns die Treppe wieder hinunter, über den schönen Saal weg, und in eine große Stube, allwo eine lange Tafel gedeckt stunde, auf welche die herrlichsten Tractamenten getragen wurden. Der Herr Wirth hieß uns da ein klein wenig verziehen, die andern Herren, wie auch Damens, würden sich gleich auch dabey einfinden, und uns Compagnie leisten. Es währte hierauf kaum so lange, als er davon geredet hatte, so kamen zu der Tafel-Stube gleich auch hineingetreten die 2 Italiänische Nobels, welche uns zuvor becomplimentirt hatten, ingleichen auch die 2 Staaden aus Holland und die 2 Portugiesischen Abgesandten, und brachte ein jedweder eine vornehme Dame neben sich an der Hand mit hinein geschleppt. O Sapperment! als sie mich und

meinen Herrn Bruder Grafen da stehen sahen, was machten sie alle miteinander vor Reverence gegen uns, und absonderlich die Menschen, die sahen uns der Tebelhohlmer mit echter Verwunderung an. Da nun die ganze Compagnie beisammen war,, welche mit speisen sollte, nöthigten sie mich und meinen Herrn Bruder Grafen, daß wir die Oberstelle an der Tafel einnehmen mußten, welches wir auch ohne Bedenken thaten; denn ich saß mich nun ganz zu oberst an, neben mir zur linken Hand saß der Herr Bruder Graf, und neben mir rechten an der Ecke saßen nach einander die vornehmen Dames, weiter hinunter hatte ein jedweder auch seinen gehörigen Platz eingenommen. Unter wäherender Mahlzeit nun wurde von allerhand Staats Sachen discurreret, ich und der Herr Bruder Graf aber schwiegen dazu stockstille, und sahen, was in der Schüssel passirete, denn wir hatten in 3 Tagen keiner keinen Bissen Brod gesehen; Wie wir uns aber beyde brav dicke gefressen hatten, so fieng ich hernach auch an von meiner wunderlichen Geburth zu erzehlen, und wie es mit der Ratte wäre zu gangen, als sie wegen des zerfressenen seidenen Kleides hätte sollen todt geschlagen werden. O Sapperment! wie sperreten sie alle Mäuler und Nasen auf, da ich solche Dinge erzählete, und sahen mich mit höchster Verwunderung an. Die vornehmen Damens fiengen gleich an darauf meine Gesundheit zu trincken, welche die ganze Compagnie Bescheid that; bald sagte eine, wenn sie soff: Es lebe der vornehme Herr von Schelmuffsky, bald fieng eine andere drauf an: Es lebe die vornehme Standes=Person, welche unter dem Rahmen Schelmuffsky seine hohe Geburth verbirget. Ich machte nun allemahl eine sehr artige Mine gegen die Menschen, wenn sie meine Gesundheit so nach der Reihe sofften. Die eine vornehme Dame, welche flugs neben mir an der Tisch=Ecke zur rechten Hand saß, die hatt sich wegen der Begebenheit von der Ratte ganz in mich verliebet. Sie drückte mir wohl über 100 mahl die Fäuste übern Tische, so gut meinte sie es mit mir, und stoß mich auch immer mit ihren Knie an meine Knie, weil sie sich in mich so sehr verliebet hatte; doch war es nicht zu verwundern, weil ich so artig neben ihr saß, und alles dazumahl der Tebelhohlmer flugs an mir lachte. Nachdem ich nun mit meinen Erzehlen fertig war, so fieng mein Herr Bruder gleich auch an von seinen Herkommen zu schwazen, und wo seine 32 Ahnen alle herkamen, und erzehlete auch in welchem Dorffe seine Grossmutter begraben

läge, und wie er, als er noch ein kleiner Junge von 16 Jahren gewesen, 31 Pumpel-Meißen zugleich auf einmahl in einem Sprengel gefangen hätte, und was das Zeug mehr alle war, allein er brachte alles so wunderbarlich durcheinander und mengete bald das 100 in das 1000 hinein, und hatte auch kein gut Mundwerk, denn er stammerte gar zu sehr, daß er auch, wie er sahe, daß ihn niemand nicht einmahl zuhörete, mitten in seiner Erzählung stille schwieg, und sahe was sein Teller gutes machte. Wenn ich aber zu discurren anfieng! Oh Sapperment! wie horchten sie alle wie die Mäußgen, denn ich hatte nun eine so anmuthige Sprache, und kunte alles mit einer so artigen Mine vorbringen, daß sie mir nur der Tebelhohlmer mit Lust zu hören.

Ich glaube, Sie werden mir zustimmen: der Schelmuffsky wirkt heute noch prächtig frisch. Da ist nichts Papiernes (wie sonst das meiste aus dem 17. Jahrhundert), kein peinlicher Rest von Schreib-tischmache und Stubenluft, sondern echte und unverwüßliche Laune. Die genialste deutsche Lügendichtung hat Wilhelm Scherer sie genannt — so scheint es uns heute.

Ob auch die Mitwelt damals so gedacht hat, weiß ich nicht. Es liegen keine gedruckten Zeugnisse darüber vor, wie sich die kritische oder naive Leservelt jener Tage zu Schelmuffsky gestellt hat. Ich vermute, daß die kritischen Leser das Büchlein einfach ignoriert haben, als weit unterhalb der Grenze liegend, bei der die Aufmerksamkeit der gebildeten Kreise anfängt.

Was die buchhändlerische Verbreitung angeht, so scheint diese recht schwach gewesen zu sein. Auch in jenen Jahrhunderten gab es Bücher, die einen ausgesprochenen Publikumerfolg und starken Absatz hatten. Fischart 100 Jahre vorher, Simplicissimus 30 Jahre vorher, Robinson 20 Jahre nachher, sie alle erlebten sogleich nach dem Erscheinen viele Auflagen. Vom Schelmuffsky erschien die nächste Auflage erst nach mehr als 50 Jahren, und dann dauerte es gar fast 70 Jahre, ehe wieder ein Neudruck herauskam.

Die alte Auflage von 1696/97 ist sehr selten. Ich suche sie für mich seit dem ersten Anfang meiner Sammler-Thätigkeit. Aber in all den 30 Jahren ist sie mir niemals in erreichbarer Nähe vorgekommen. Nur vier Exemplare scheinen sich erhalten zu haben: eins in Dresden, eins in Berlin, eins in Göttingen. Das letzte ist in Jthaka, nicht der Odysseus-Insel, sondern der Universitätsstadt im

Staate Newyork. Die dortige Cornell-Universität hat etwa 1892 Friedrich Zarnkes Bibliothek und darin das vierte Schelmuffsk-Exemplar erworben.

Im Jahre 1750 erst erschien eine neue Auflage; von wem sie herausgegeben wurde, ist nicht bekannt. Das Buch enthält neben der Schelmuffsk-Erzählung noch zwei Lustspiele, die in die nächste Nähe der Reisebeschreibung gehören: Der ehrlichen Frau Schlampampe Leben, Krankheit und Tod. Die ehrliche Frau Schlampampe, die in diesen beiden Lustspielen den Mittelpunkt bildet, ist die Mutter Schelmuffsk's. Ob diese Neu-Ausgabe der Ausdruck eines fort-dauernden, niemals abgerissenen Interesses der Lesewelt am Schelmuffsk ist, oder lediglich Ausgrabung, künstliche Neubelebung eines verschollenen Werkes — das ist schwer zu sagen. Für ersteres spricht eine Notiz bei Gottsched, in seinem Nötigen Vorrat zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst 1757. Gottsched macht hier zu der „ehrliehen Frau“ von 1695 die Anmerkung: „Dies Lustspiel ist nur ein Auszug aus einem lächerlichen Romane, Schelmuffsk's wahrhaftige, curiöse usw. Reisebeschreibung pp, der 1696 in 8° allhier zu Leipzig herausgekommen. Es hat damals hier wirklich solche Originale gegeben, die darin lächerlich gemacht worden.“

Die neue Auflage von 1750 war nicht ganz unverändert. Einmal ist der Text in den grammatischen Formen durchweg leise modernisiert, offenbar durch einen Korrektor, der die altertümlichen Formen des alten Druckes als unrichtig empfand und die Fehler ausmerzen wollte. Wenn die alte Ausgabe schreibt: von den Kerl, ließ ihn was zu essen geben, so verbessert 1750: von dem Kerl, ließ ihm was zu essen geben. Das ist durch das ganze Buch durchgeführt und dadurch ist die echte Farbe des 17. Jahrhunderts schon um eine Kleinigkeit verwischt. An einigen Stellen sind sachliche Aenderungen vorgenommen, insbesondere ist der ausführliche Bericht über den Besuch Schelmuffsk's beim Papste in Rom ganz weggefallen. Er ist allerdings recht unfein.

Aber diese zarte konfessionelle Rücksichtnahme des Neuherausgebers wurde nicht anerkannt: die neue Schelmuffsk-Ausgabe wurde trotzdem auf den päpstlichen Index gesetzt. Und das ist fast das einzige, was ich über die Aufnahme der neuen Schelmuffsk-Ausgabe beim Publikum aus den nächsten Jahrzehnten sagen kann: der Catalogus librorum a commissione aulica prohibitorum vom Jahre 1765 führt (S. 151) als verboten auf: Schelmuffsk's Reisebeschreibung Frankfurt und Leipzig 1750.

Dieses kirchliche Verbot gab dann Veranlassung, daß Schelmuffsky auch in einer schwer gelehrten Zeitschrift erwähnt wurde. In der Halle'schen Gelehrten Zeitung vom 9. Nov. 1767 (S. 707) wird der genannte neue Index besprochen und davon gesagt: „Wir haben darin eine Menge Bücher gefunden, die durch ihren schlechten Wert längst in die Vergessenheit geraten sind, z. Exempel Poetischer Schnapsack, Schelmuffsky Reisen, der abenteuerliche Simplizissimus.“

Sie spüren hier schon die dünne Luft der Aufklärung, die für Volksbücher und Volkslieder und alles urwüchsig volkstümliche nur Spott hatte. Aber auch der Gegenpol der Aufklärung, der Sturm und Drang, und dann die klassischen Dichter haben von Schelmuffsky nichts gewußt. Aus der Zeit bis 1800 war bisher nur eine Spur seines Fortlebens aufgefunden, und diese seltsamer Weise in der Hochburg und auf dem Höhepunkt der Aufklärung, im Berlin der 1790er Jahre. Es soll ein Büchlein geben, das den Titel führt:

Schelmuffsky's wahrhaftige und curieuse Bohage nach Berlin, mit etlichen wahren galanten Abenteuern an den Tag gegeben. Schelmerode und Amsterdam anno 1792. 12^o VI + 144 S.

Ich habe das Buch selbst nicht aufreiben können, einige Proben daraus gibt der Entdecker Arthur Schurig. Danach bereist Schelmuffsky als Abgesandter des großen Mogul die preussischen Lande und kommt in Berlin auch ins Haus der Madame Schuwitz, einer viel berühmten Berliner Persönlichkeit, einer Gunstdame des Königs. Hiervon erzählt er: Wie ich aber in das Quartier der Dame gelangte, war ich arg verduzt. Die fürnehmste Hofdame hätte nicht reputierlicher wohnen können. Ich Sapperment, ich zog mir die rote Weste straff und klopfte artig an die Haustüre. Die Frau Schließerin, eine gar treffliche Sechzigerin, mochte auf den Moment sehen, daß ich ein brav Kerl bin, obgleich ich inkognito dastand. Man geleitete mich in ein Audienzgemach, wie ichs prächtiger, der Tebel hohl mer, in Konstantinopel beim Großen Mogul nicht zu sehen gekriegt hatte. Alles bis in die Ecken eitel Gold und Purpur. Was machte ich vor Augen, da kam die Madame Schubizin die marmorne Treppe herab, angethan nichts als einen dünnen Schleier wie die Göttinnen auf der Insel Cypria. Einen Busen hatte das scharmante Mensch, der Tebel hohl mer, wie ich ihn noch nicht im Bisier gehabt habe.

Das genügt wohl, um Ihnen zu zeigen, daß wir es mit einer genauen Nachahmung, ja geradezu einer Fortsetzung des Schelmuffsky

100 Jahre nach seinem ersten Erscheinen zu tun haben. Der Verfasser ist unbekannt, natürlich hat er eine Schelmuffskth-Ausgabe vor sich gehabt.

Das ist vorläufig alles, was an Schelmuffskth-Splittern aus dem 18. Jahrhundert nachzuweisen ist. Es ist so wenig, daß man im ganzen doch sagen muß: in dieser Zeit war das Buch so gut wie vergessen. Auch die wenigen, die sich am Ende des Jahrhunderts planmäßig mit der Erforschung des älteren deutschen Schrifttums befaßten, wußten nichts von ihm. Im Jahre 1790/95 erschien der erste Versuch, die literarischen Denkmäler der deutschen Vergangenheit bibliographisch zu verzeichnen und zu ordnen, unternommen von einem Liebhaber und Sammler — deutsche Literaturgeschichte als Beruf gab es damals kaum. Es war ein Berliner Pastor, Erduin Julius Koch, der 1790/95 ein Compendium der deutschen Literaturgeschichte in zwei Bänden herausgab, keine erzählende Darstellung, sondern Aufzählung von Buchtiteln, also in der Art, wie es später Goedeke vollkommener durchgeführt hat. Dieses Koch'sche Compendium ist für seine Zeit ein vortreffliches Werk, das bis zum Erscheinen des Goedeke 1859 für alle Forscher und Sammler ein unentbehrliches Handbuch war. Es war das erste Buch, aus dem man einen Überblick über die unendlich reiche Fülle der älteren deutschen Literatur-Denkmäler gewann. Koch hatte selbst eine sehr große Büchersammlung und darüber hinaus reiche Bücherkenntnis — von Schelmuffskth wußte er nichts.

Die Wiederentdeckung des alten Schelmuffskth und seine Erweckung zu frischem Leben verdanken wir Clemens Brentano und seinem Kreise. Clemens Brentano hatte sich am 29. Oktober 1803 mit Sophie Mereau verheiratet und lebte in Marburg, ohne an der Universität immatrikuliert zu sein, seinen dichterischen Arbeiten und Liebhabereien, in vertrautem Verkehr mit dem jungen Professor Savigny und dessen Kreise, zu dem auch die jungen Studenten der Rechtswissenschaft Jakob und Wilhelm Grimm gehörten. Brentano war mit seiner Großjährigkeit (er war am 8. September 1803 25 Jahre alt geworden), in den Genuß eines großen Vermögens gekommen und gab nun seiner Sammelleidenschaft die Zügel frei. Er sammelte Denkmäler des älteren deutschen Schrifttums, insbesondere Volksbücher, Volkslieder und alles derartige. Im Juli 1804 siedelte er nach Heidelberg über, wo dann bald die erste Frucht seiner Sammlungen, des Knaben Wunderhorn erschien. In dieser Marburger Zeit, also Ende 1803 oder Anfang 1804 hat Clemens Brentano den Schelmuffskth

kennen gelernt, und zwar wird als eigentlicher Entdecker sein jüngerer Bruder Christian bezeichnet, der seit Herbst 1803 ebenfalls in Marburg Medizin studierte. Näheres über diese Entdeckung ist nicht bekannt. Aber von vornherein hat Clemens im Schelmuffskly den genialen Zug erkannt und sich so vollständig mit dem unverwüßlichen Schelmuffskly-Humor durchtränken lassen, daß er jahrelang völlig in Schelmuffskly lebte.

Es war fast eine Schelmuffskly-Seuche, die Clemens Brentano um sich verbreitete. Zunächst wurde Achim von Arnim angesteckt. Brentano besuchte im Oktober 1804 von Heidelberg aus den Freund Arnim in Berlin. Die Freundschaft war im Sommer 1801 in Göttingen geschlossen, wo sie beide studierten; aber damals hatten sie den Schelmuffskly noch nicht entdeckt, obwohl er ihnen nahe zur Hand war. Arnim war nun von seiner großen Kavalier-Tour durch Frankreich und England zurückgekehrt. Fünf Wochen blieb Brentano bei ihm in Berlin und schon in den ersten Tagen schreibt er an seine Frau nach Heidelberg: „Seltsam ist, daß ich niemand besuchen mag, selbst zum Theater habe ich keine Lust. Ich lese Arnim den Schelmuffskly und den Tristant vor, die ihn entzücken.“ Brentano besaß also, wie diese Notiz erkennen läßt, ein Exemplar von Schelmuffskly. Welche Ausgabe mag das gewesen sein, die alte von 1696 oder die neuere von 1750? (Andere gab es nicht.) Die Büchersammlung Brentanos ist später versteigert; in dem Kataloge ist der Druck von 1750 angeführt, nicht der von 1696. Auch sonstige Umstände, schon die Seltenheit der älteren Ausgabe, machen es wahrscheinlich, daß Brentano nur die Ausgabe von 1750 besaß.

In dem Verkehr der Freunde spielt von nun an Schelmuffskly eine große Rolle. Briefe im Schelmuffskly-Ton und mit Schelmuffskly-Anspielungen gehen hin und her. Arnim meint im Januar 1805 eine Quelle gefunden zu haben, aus der der Charakter des Schelmuffskly gestohlen sei und Brentano schneidet eine Schelmuffskly-Figur für sein Polichinell-Theater. In einem Briefe Brentanos vom 1. Juni 1806 heißt es:

Bester Bruder

Auf einem Pfingsttag es geschach
Daß man die Felde und Wälder sach
Schön lustig stehen mit Laub und Gras
Und mannich Vogel lustig was

und ich in Heidelberg Kirschen aß! Kirschen, lieber Junge,

Kirschen, welche Du in Göttingen, der Tebel hohl mer, so artlich in die Schnauze stecken kuntest, daß ich Dir oft mit grosser Liebe nach dem Maule sah.

Das ist eine Probe. Im nächsten Jahre 1807 ließen die Heidelberger Freunde, diesmal waren es Brentano und Görres, ein Büchlein in Druck ausgehen, in dem nun auch vor dem breiteren Lesepublikum im Schelmuffsky-Tone geredet wurde. Es ist der „Uhrmacher Bogz“ — ein Ding fast ohne vernünftigen Sinn, nur übermütiger Ulf. Bogz ist gebildet aus den Anfangs- und Endbuchstaben der Namen Brentano und Görres. Da kommt ein Uhrmachergeselle vor, der von Schelmuffsky'scher Abstammung gewesen, und soviel von spanischen Nobels und dem Bruder Grafen erzählt, daß er von einem holländischen Generalstaaten im Zorne elendiglich ermordet worden. Dann begleiten wir den Uhrmacher Bogz ins Konzert.

Nun erst ließ ich die Blicke schweifen, da stand dicht neben mir, Gott weiß es, der seelige Schelmufski, dessen elendige Ermordung durch den holländischen Generalstaaten, ich oben erwähnt; mir schauderte die Haut, denn sein Mörder selbst stand in bester Freundschaft neben ihm, ich traute meinen Augen nicht, sollte es noch Folge der Musik gewesen seyn, sie waren's beide, die Dame Charmante saß auch da, und der Herr Bruder Graf hatte ein Fäßchen Aleebier, woraus er von Zeit zu Zeit der ganzen Compagnie Bescheid that; als der von Schelmufski die Uhren so knistern hörte, trat er zu mir und sprach, o Sapperment, Salzack, gehe aus dem Feuer, ich glaube deine Seele ist eine harte Brotkruste, und die Muskuli deines Leibes sind Mäuslein, welche daran knuspern (er meinte die Uhren). Ich fragte darauf meinen Nachbar, der von der löblichen Schützengesellschaft seyn mußte, ob er die Geschichte von der Ratte, oder den ein und dreißig Pumpelmäusen, die dem Herrn Bruder Grafen so trefflich wohl geschmeckt, nicht kenne, denn war jenes der von Schelmufski, so hatte er gewiß die Geschichte von seiner wunderlichen Geburt schon erzählt; aber der Mann wußte nichts davon, und sagte, der Kerl dort sey ein Bilderhändler vom Comersee aus Tremezzo, der nicht an den Takt glaube, und sich studierendshalber hier aufhalte über die Leute, der andre aber sey ihm unbekannt und esse gern weiße Bohnen, doch lieber grüne Erbsen, und als ich eben Muth fassen wollte den vermeinten Schelmufski anzureden, gieng der Zauber wieder los . . .

Da hörte ich plötzlich hinter mir sagen, o Sapperment! dergleichen Blasen hab ich noch nicht gehört, das war, der Teufel hol mir, grade wie zu Afrika, als ich beim großen Mogol oben an zu Tische saß, die große Mogolin saß zur Rechten, und drückte mir immer die Fäuste und gab Freiens bei mir vor, da gieng auch solch herrliches Gebläse an. Das ist, das ist mein Schelmuski, er lebt, er ist vielleicht lebendig begraben gewesen; ich wollte mich umdrehen, aber mir schwindelte, ich sah keinen Menschen . . .

Auch guckte ich nach dem vermeinten Schelmuski und dem holländischen Generalstaaten, und dem Bruder Grafen, das waren aber wildfremde Leute, und mochte das Schützenmitglied recht gesagt haben, auch war es ja möglich, daß er seine Redensarten aus der wunderlichen Reise zu Wasser und zu Land, die Schelmuski herausgegeben, auswendig gelernt hatte, um sich ein wenig mit gelehrten Anspielungen zu brüsten.

Das sind die Schelmuski-Stellen aus dem Uhrmacher Bogz.

Am Ende dieses Jahres 1807, von Mitte November ab, finden wir dann die ganze Schelmuski-Kompagnie zusammen in Cassel, der Residenz des jungen Königreichs Westfalen, nämlich Brentano mit seiner zweiten, ihm vor drei Monaten angetrauten Frau, der 16 jährigen Auguste Busmann, Lulu Brentano, jetzt Ehefrau des Westfälischen Hofbankiers Jordis, und ihre Schwester Bettina, dazu Arnim, der hier sich mit Bettina fürs Leben zusammen findet. Schließlich die jungen Brüder Grimm, bei der Mutter lebend: Jakob, 22 Jahre alt, Wilhelm, 21 Jahre alt, beide ohne Amt ihren altdeutschen Studien hingegeben, der Maler Ludwig Grimm, zwei weitere Brüder Ferdinand und Karl, und die Schwester Lotte, die spätere Frau des späteren Ministers Hassenpflug. Arnim war auf Einladung Brentanos nach Cassel gekommen, um mit dem Freunde aus dessen reichen Sammlungen an alten Büchern und Manuskripten den zweiten und dritten Band des Wunderhorns vorzubereiten. Brentano hatte ihm geschrieben: „Wir können es hier außerordentlich gut und besser noch als damals (Sommer 1805) in Heidelberg. Denn ich habe hier zwei sehr liebe, liebe altdeutsche vertraute Freunde, Grimm genannt, welche ich früher für die alte Poesie interessiert hatte, und die ich nun nach zwei Jahre langem fleißigen, sehr konsequenten Studium so gelehrt und so reich an Notizen, Erfahrungen und den vielseitigsten Ansichten der ganzen romantischen Poesie wiedergefunden habe, daß ich bei ihrer Bescheidenheit über den Schatz, den sie

besitzen, erschrocken bin. Sie wissen bei weitem mehr als Tied von allen den Sachen, und ihre Frömmigkeit ist rührend, mit welcher sie sich alle die gedruckten alten Gedichte, die sie aus Armuth nicht kaufen konnten, so auch das Heldenbuch und viele Manuskripte, äußerst zierlich abgeschrieben haben. Sie werden uns alles, was sie besitzen, noch mittheilen, und das ist viel! Du wirst diese trefflichen Menschen, welche ruhig arbeiten, um einst eine tüchtige deutsche poetische Geschichte zu schreiben, sehr lieb gewinnen."

So ist es auch gekommen; die hier in Cassel geknüpft^e Freundschaft Arnims mit den Brüdern Grimm hat sich bis zum Tode Arnims bewährt.

Besonders nützlich für die Vorbereitung des Wunderhorns in Cassel erwies sich die Nähe der Göttinger Bibliothek. Mit dem Göttinger Professor und Bibliothekar Georg Friedrich Benecke stand Jakob Grimm schon damals in Briefwechsel, auch hatte wohl schon eine persönliche Bekanntschaft stattgefunden. Im April 1812 sagt Wilhelm Grimm: „Der Professor Benecke ist unser specialis.“ Aus Göttingen wurde damals der alte Druck von Georg Widrams Goldfaden entliehen, den Brentano dann im nächsten Jahre neu herausgab.

Daß in diesem Casseler Kreise nun auch wacker schelmuffskisirt wurde, dessen würde man überzeugt sein, auch wenn nicht viele Beweise dafür vorlägen. Neben Brentano war es jetzt besonders Wilhelm Grimm, der den Schelmuffskth-Ton virtuos handhabte und damit andere Kreise ansteckte, z. B. die Familie des Pfarrers Mannel in Allendorf an der Landsburg. Wie viele andere Kenner des Volkslebens wurde auch dieser von Wilhelm Grimm um Mittheilung von Märchen gebeten. (Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm sind im wesentlichen ein Werk von Wilhelm Grimm.) Er schreibt: „Es brauchen gerade keine Kindermärchen zu sein, auch was man sonst erzählt von allen Welt^ldingen, ist mir angenehm. Ich will mich, der Teufel hohl mer, recht dankbar dafür auch beweisen und die Geschichte von der Ratte oder den 31 Pumpelmeisen, die in Butter gebraten so vor^ltrefflich wohl schmecken, erzählen, wobei jeder ein paar Augen auf^lsperr^len soll, daß es nicht zu sagen ist, oder ich will dem Herrn Pfarrer ein Fäßchen Aleebier zuschicken, worauf man, wenn man einen Köffel getrunken, flugs predigen kann.“

Literarisch ihrer Schelmuffskth-Laune die Zügel schießen zu lassen, hatten die Freunde seit Frühjahr 1808 die schönste Gelegenheit: Arnim, der Anfang des Jahres wieder nach Heidelberg gegangen war, gab dort seit 1. April die Zeitung für Einsiedler heraus, später Tröst-

einsamkeit genannt. Sie sollte das Vaterländische in Literatur und Kunst fördern und brachte viele Hinweise auf alte Schätze und Erneuerungen. Unter den vorgemerkten Stoffen war natürlich auch Schelmuffskth. Arnim erbittet sich von Brentano eine kritische Anzeige von Schelmuffskths Reise mit interessanten Bruchstücken. „Du kannst zulügen, daß die Balken brechen.“ Zwar hat Brentano diese Anzeige nicht geliefert, doch finden sich in der Einsiedler-Zeitung an vielen Stellen die Schelmuffskth-Wendungen und -Gestalten. In die Erneuerung der Grimme'schen „Geschichte des ersten Bärenhäuters“ bringt Brentano die unvermeidliche Anspielung auf die fappermentsche Ratte, die in das neue seidene Kleid der Braut ein großes Loch gefressen hatte. Arnim macht dazu die Anmerkung: Die Geschichte von der Ratte ist der mythische Mittelpunkt der herrlichen Biographie des komischen deutschen Halbgottes Schelmuffskth, welche leider zu lange unter der Bank gelegen; ihr Ursprung ist natürlich indischer Ursprungs, wie wir auf einen blauen Montag morgens um halb drei Uhr zu beweisen gedenken.

In der letzten Nummer der Zeitung für Einsiedler, die schon fünf Monate nach ihrem Beginn, am 30. August 1808, erschien, bringt Arnim noch mal einen noch deutlicheren Hinweis auf das hochgeschätzte Buch: Arnim läßt da einen jungen Menschen namens Herzbruder auftreten (er stammt aus dem Simplicius Simplicissimus!), der sich einen Freund Schelmuffskths nennt: Oh zum Teufel, rief der Herzbruder, laß uns lieber nach unserem Schelmuffskth umsehen, wie er seinen Anfang in der Poesie gemacht hat mit dem berühmten Gedichte vom Klapperstorch, welches er aus dem Hosenfutter herausgezogen. O Fapperment, was war das für ein Aufsehen unter den Leuten. (Hier folgt die berühmte Stelle [so fügt Arnim ein] aus Schelmuffskths Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande nach der Ausgabe von 1750 S. 60—70; bei der nahen Erscheinung dieses deutschen Donquichote lassen wir sie aus.)

Diese Notiz vom 30. August 1808 zeigt uns, daß den Freunden damals wirklich die Ausgabe von 1750 zur Hand war, und offenbar nur diese, denn sonst hätte Arnim gewiß die ältere Ausgabe zitiert. Sodann erfahren wir hier, daß eine neue Ausgabe in naher Aussicht steht. Von diesem Plane Arnims ist auch sonst in dem Briefwechsel der nächsten Monate die Rede. Aber obwohl Brentano geschrieben hatte: Du wirst doch nichts verändern?, war das, was Arnim dann herausbrachte, kein Abdruck, sondern eine Umarbeitung. Im April 1809 erschien von Arnim ein dickes Buch: Der Wintergarten.

Novellen von Ludwig Achim von Arnim. Neben anderen alten Erzählungen ist hierin auch der Schelmuffskj erneuert, aber arg zusammengestrichen (auf 26 Seiten, S. 322—348) und für weibliche Leser zurecht und unanstößig gemacht. Das war ein bedenkliches Unternehmen. Arnim selbst empfand das wohl und plante noch eine andere Ausgabe, eine „Kritische Edition für Männer“. Bei Uebersendung des Buchs an Brentano schreibt er: „Schelmuffskj mußte durch seine Anständigkeit notwendig verlieren; ich habe das durch die Einheit der Geschichte . . . zu ersetzen gesucht; ich hoffe, daß dieses Stück die Neugierde der Menschheit auf das Original elektrifiziert.“ Und ähnlich an Görres: „Die reinen Verehrer des Schelmuffskj werden mein Andenken verfluchen, wenn nicht eben dadurch die Herausgabe eines kritischen Schelmuffskj möglich gemacht würde, die cum notis variorum bald nachfolgen soll.“ Wilhelm Grimm schreibt nach Empfang des Wintergartens an Arnim: „Der Schelmuffskj hat in dieser Gestalt den Frauen viel Spaß gemacht, allein Du gibst doch deswegen die Edition für Männer nicht auf?“ Der Typus des reinen Schelmuffskj-Verehrers war Brentano und in der Tat schrieb er über den Wintergarten an Arnim: „Savigny ist sehr erfreut über das ganze Buch, nur damit, daß Du den Schelmuffskj angetastet, das statuieren wir nicht.“

Die „Kritische Edition für Männer“ ist dann nicht erschienen, obwohl Brentano kräftig antrieb. Dieser war Ende 1809 nach Berlin gezogen und lebte in engster Gemeinschaft mit Arnim — immerfort schelmuffskifizierend. Hier in Berlin ließ Brentano 1811 seine scherzhafteste Abhandlung: Der Philister vor, in und nach der Geschichte drucken und unter den vorangestellten Thesen findet sich als Nr. 16 der Satz: „Es gibt mir keine schärfere Probe der Philisterei, als das Nichtverstehen, nicht Bewundern der unbegreiflich reichen und vollkommenen Erfindung und der äußerst kunstreichen Ausführung in Herrn von Schelmuffskjs Reise zu Wasser und zu Lande. Wer dies Buch liest, ohne auf irgend eine Art hingerissen zu werden, ist ein Philister, und kommt sicher selbst drin vor.“ Damit dürfte denn der Gipfelpunkt in Brentanos Schelmuffskjomanie erreicht gewesen sein.

Seinen Freunden aber, oder doch einigen von ihnen, wurde es nun allmählich zu viel damit. Schon am 5. April 1811 schreibt Arnim aus Berlin an die Brüder Grimm: „Bei aller Freude, die ich sonst am Schelmuffskj gehabt habe, kann ich jetzt keinen Blick hineinthrowen, weil ich theils selbst zu oft von ihm geredet habe, theils die unzähligen Erzählungen von Clemens daraus in Gesellschaft habe

anhören müssen; ja vor einiger Zeit hatte ich bei dem bloßen Namen Schelmuffsky eine hypochondrische Angst, daß ich mir die ganze Geschichte wieder denken müßte, gleich wie einem eine Melodie zuweilen nicht aus dem Kopfe will, die man nachts zum Ueberdruß auf einem Ball gehört hat, wenn sie gleich recht schön ist.“ Und Jakob Grimm gab ihm recht: der Brief sei ihm ganz aus der Seele geschrieben. „Nämlich in Ansehung Schelmuffskys. Hier in Cassel wäre noch eine unfehlbarere Portion Ekel daran einzunehmen; durch ein unglückliches Versehen Wilhelms ist das Buch dem Jordis in Händen geraten, welcher schon die ganze Zeit in den Redensarten schwimmt, und wenn er eine Nachtigall in der Au schlagen hört, oder an seinem Tisch den Schinken fordern will, nicht anders sagt als: „was singt das Mensche so schöne“ und „geb mir doch das Mensche her.“ So Jakob Grimm am 20. Mai 1811.

Anders der Bruder Wilhelm. An geselligen Talenten war der jüngere Bruder Wilhelm dem genialeren Jakob überlegen; als Anekdoten-Erzähler war er zeitlebens berühmt. Jakob selbst erzählt in seiner Gedächtnisrede auf den vor ihm verstorbenen Bruder: „Wie manchen Abend bis in die späte Nacht habe ich in seliger Einsamkeit über den Büchern zugebracht, die ihm in froher Gesellschaft vergingen, wo ihn jedermann gerne sahe und seiner anmutigen Erzählungsgabe lauschte.“ So finden wir es begreiflich, daß der Schelmuffsky-Ton bei Wilhelm eifriger gepflegt wurde und länger im Schwange blieb, als bei Jakob. Schon 1809 wird berichtet, daß Wilhelm Grimm im Schelmuffsky-Stile sprach, als er in Halle bei dem berühmten Arzte Keil eine Badekur machte und anschließend daran Arnim in Berlin besuchte. Die Leute hörten beim ersten Male seine fremdartigen Späße mit Verwunderung, wer ihn öfter sah, fand Gefallen an ihm. Seine Briefe sind voll von Schelmuffsky-Anspielungen. Und noch aus dem Jahre 1812 (während doch Jakob und Arnim schon 1811 nichts mehr von Schelmuffsky hören mochten), liegen Berichte vor, wonach Wilhelm Grimm noch immer mit Schelmuffsky als seinem schönsten Parabestücke die Gesellschaften unterhielt und — würzte. Er selbst schreibt an den Jugendfreund Paul Wigand im März 1812 von einer Lesegesellschaft, die sich in Cassel gebildet hat: „Sanfte Damen hatten sich auf edle Poesien zart bereitet, es wurde aber unsererseits . . . mit dem Schelmuffsky und ähnlichen schönen Dingen gedient, die am Ende des Beifalls, den sie allerorten genossen, auch hier nicht verfehlen konnten. Es kommen zuweilen Natürlichkeiten wie ein Paar Hosen vor, wobei die Damen die Augen niederschlagen; (hier folgt

der Bericht über die Aeußerung der „alten Engelhardin“, die oben wiedergegeben ist). Und einige Wochen später erzählt er von derselben Gesellschaft, er nennt sie das bureau d'esprit: „es wird dort viel Spaß getrieben, meist einseitig, denn die Damen hören in großer Andacht zu und der Schelmuffsky ist das Lieblingswerk, aus dem ich jedesmal ein Stück vorlese; versteht sich, daß ich die Hopfenblätter, die vorkommen, verschlucke“ Als die Lesegesellschaft dann einmal einem abreisenden Genossen einen scherzhaften Paß mit auf den Weg gibt, läßt sie diesen ausstellen von dem ständigen Sekretär der Gesellschaft, Signor Schelmuffsky.

Also ein unvermindertes fröhliches Schelmuffsky-Treiben! Uns Bücherfammern legt sich dabei die Frage nah: woher kam denn bei diesen Vorlesungen der Schelmuffsky-Text, wer besaß denn in diesem Kreise ein Exemplar vom Schelmuffsky, und in welcher Ausgabe? Daß die Brüder Grimm ein Exemplar besessen haben, liegt auf der Hand; aus ihrem Exemplare holt sich ja der Hofbankier Jordis die Schelmuffsky-Anstechung. Aber kaufen konnten sich die Grimms solche Kostbarkeiten nicht; die ganze Familie, 6 Geschwister, lebten allein von dem Gehalte Jakobs, der seit 5. Juli 1808 Bibliothekar des Königs Jerome war. Aber wir wissen schon, wie sie sich halfen: sie schrieben sich solche Seltenheiten, die sie zur Hand haben wollten, eigenhändig ab. So hat sich denn auch eine wohl von Wilhelms (oder von Ferdinands?) Hand gefertigte Abschrift des ganzen Schelmuffsky erhalten, die ich Ihnen hier vorlegen kann. Sie wird um 1810 herum hergestellt sein. Und zwar ist es eine Abschrift der alten Ausgabe von 1696/97, deren Existenz also den Brüdern Grimm damals schon bekannt war, während wir in dem Brentano-Arnim'schen Kreise nur die spätere Ausgabe von 1750 erwähnt und benutzt fanden. Aber woher kannten die Brüder Grimm die alte Ausgabe von 1696? Die Antwort liegt nahe: aus dem Exemplar der Göttinger Universitätsbibliothek. Mit dem Bibliothekar Benedek waren beide Brüder schon 1807 bekannt und in Briefwechsel, sie haben anseinand auch schon vor 1807 die Göttinger Bibliothek besucht.

Wenn ich also die Behauptung wage, daß Wilhelm Grimm diese Ihnen vorliegende Abschrift aus diesem Ihnen ebenfalls vorliegenden Druckexemplar der Göttinger Bibliothek genommen hat, so werden Sie mir darin leicht zustimmen — vorausgesetzt, daß dieses Druckexemplar in jenen Jahren um 1810 schon in unserer Bibliothek vorhanden war. Dieser Zweifel war ohne Schwierigkeit zu beheben. Bei der überaus peniblen Buchführung über die Bücher-

anschaffungen der Bibliothek kann man das Anschaffungsjahr leicht feststellen, schon aus der Accessions-Nummer im alphabetischen Kataloge. Diese Nummer zeigte das Jahr 1794 als Anschaffungsjahr. Damit war der Zweifel beseitigt. Wilhelm Grimm konnte seine Abschrift sehr wohl aus dem Göttinger Exemplare genommen haben. Neugierig und — neidisch, wie Büchersammler nun einmal sind, verlangte es mich nun noch weiter zu wissen, auf welchem Wege denn die Göttinger Bibliothek, 100 Jahre nach dem ersten Erscheinen, dieses überaus seltene Buch für sich erworben hatte. Dazu mußte man den Jahrgang 1794 des Accessions-Manuals nachschlagen, was mit Dr. Steinbergers freundlicher Hilfe schnellstens gelang. Und da stand zu lesen: Schelmuffskys Reisebeschreibung zu Wasser und Lande, Th. 1 2, Schelmerode 1696, nebst einigen Beibänden, ist aus Prof. Bürgers Bücher-Auktion erkaufte den 8. Sept. h. a., 1794.

Also Gottfried August Bürger, der im Juni 1794 zu Göttingen im Hunger und Elend mit 46 Jahren gestorbene Poet, über dessen Nachlaß concursus creditorum eröffnet wurde, ist der Vorbesitzer dieses Schelmuffskys-Exemplars gewesen, das Sie da in Händen halten. Wie ist Bürger, der doch, soweit bekannt, kein Büchersammler war, an dieses seltene Stück gekommen? Ich weiß es nicht.

Aber eine andere Gedankenreihe wird da wachgerufen. Wenn wir oben den Schelmuffskys die genialste deutsche Lügendichtung nennen hörten, so müssen wir neben ihm sogleich an die noch viel bekannteren Lügengeschichten Münchhausens denken. Wir wissen heute, daß der deutsche Münchhausen (nach der englischen Vorlage) von Gottfried August Bürger seine klassische Form erhalten hat. Das Buch erschien 1786 und wieder 1788. Wenn wir uns den Titel vergegenwärtigen: Wunderbare Reisen zu Wasser und Lande des Freyherrn von Münchhausen, und den Schelmuffskys-Titel daneben halten: Wahrhaftige Kuriöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und Lande, so legt sich der Gedanke nahe, daß Bürger den Titel seines Lügenbuches dem Titel des älteren Lügenbuches aus seinem Besitze nachgebildet hat. Aus seiner englischen Vorlage konnte Bürger nämlich keine Anregung zu dieser Titelbildung entnehmen; im englischen Münchhausen heißt es: Marvellous travels and campaigns in Russia, oder in der zweiten Ausgabe, nach der Bürger übersetzt haben soll: The singular travels, campaigns, voyages and sporting adventures. „Zu Wasser und Lande“ auf dem Münchhausen-Titel stammt gewiß aus dem Schelmuffskys-Titel. Sie kennen weiter vermutlich alle die prächtigen Geschichte, wie Münchhausen auf der Reise durch Rußland

zur Winterszeit bei eifriger Kälte einem zerlumpt und frierend am Wege liegenden Bettler mitleidig seinen eigenen warmen Reisemantel zuwirft. Die edle That ist beim Höchsten im Himmel nicht unbe- merkt geblieben: aus den Lüften ruft ihm dessen Stimme zu: „Hol mich der Teufel, mein Sohn, das soll Dir nicht unvergolten bleiben.“ Sollte dieses Hol mich der Teufel nicht ein Nachklang von Schelmuffsky's Der Teufel hohl mer sein? Aehnliche Spuren finden sich sonst noch.

Man nimmt für den Bürger'schen Münchhausen eine gelegentliche Mitarbeit Vichtenberg's an. Ellissen, der verdiente Göttinger Bibliothekar und Münchhausen-Herausgeber, und wiederum Eduard Griesebach haben das wahrscheinlich gemacht. Recht hübsch paßt dazu die Tatsache, daß das ältere Lügenbuch, von dem Bürger sich hier und da anregen ließ, der Schelmuffsky, auch dem Freunde Vichtenberg wohl vertraut war: Vichtenberg besaß die Schelmuffsky-Ausgabe von 1750. In dem Auktions-Kataloge der Vichtenberg'schen Sammlung von 1799 ist dieses Buch verzeichnet. Leider hat bei dieser Auktion die Göttinger Bibliothek nicht zugegriffen; diese Schelmuffsky-Ausgabe fehlt heute noch in der U.-B. Vichtenberg also besaß sie, und wir mögen uns gern vorstellen, daß Bürger und Vichtenberg sich jeder für sich an ihrem Schelmuffsky ergötzten und dann, wenn sie beim alten Buchhändler Dieterich, bei dem sie beide wohnten, gesellig zusammen- saßen, im Schelmuffsky-Tone mit einander redeten, — wie 20 Jahre später Arnim und Brentano und noch manche spätere Generationen.

So hat uns also unser Accessions-Manual einen kleinen Beitrag zum Fortleben des Schelmuffsky im 18. Jahrhundert geliefert, eine Schelmuffsky-Dase in der öden Aufklärungszeit: Bürger und Vichtenberg in Göttingen kannten und pflegten das sonst damals ver- schollene Büchlein.

Nach diesem Rückblick ins 18. Jahrhundert wenden wir uns wieder der Zeit der jüngeren Romantik zu.

Wir fanden den Schelmuffsky-Kultus im Jahre 1812 in Cassel noch in voller Blüte, wenn auch einige Gefolgsmannen schon müde und überfättigt abgesprungen waren. Zu den müde gewordenen zählte schließlich auch der unstete Clemens Brentano. Ein geistreicher Literar- historiker hat von ihm gesagt, sein Leben sei ein beständiges Hin- und Herschwanken zwischen Schelmuffsky und der stigmatisierten Augu- stinernonne Anna Katharina Emmerich zu Dülmen. Im Sept. 1818 sah er die schwer leidende Nonne und entschloß sich alsbald, sich ganz dem frommen Dienste zu widmen, indem er ihre ekstatischen Gesichte

und Offenbarungen, an ihrem dürftigen Krankenlager sitzend, aufzeichnete. Und diesem Lebenszwecke hat er dann fünf Jahre lang bis zum Tode der Nonne treulich gedient. Seine gesamte kostbare Bibliothek ließ er 1819 versteigern, darunter auch seine Schelmuffskth-Ausgabe von 1750. Er hat dann später noch einmal zusammen mit seinem Bruder Christian eine stattliche Bibliothek zusammengebracht, jetzt aber meist katholisch-theologische Literatur. Eine Schelmuffskth-Ausgabe war nicht wieder dabei, wie der Katalog der zweiten Sammlung zeigt, die nach dem Tode beider Brüder 1853 versteigert wurde.

Bei aller Hingabe hatte diese erste Generation der Schelmuffskth-Schwärmer eine ordentliche Neuausgabe des Schelmuffskth-Buches doch nicht zustande gebracht. Der Arnim'sche Auszug im Wintergarten konnte nach keiner Seite hin genügen. Erst als Brentano von der Schelmuffskth-Bühne abtrat, wie vorher schon Arnim und Jakob Grimm, kamen Neuausgaben zustande, und zwar gleich in überraschender Fülle: drei verschiedene Drucke aus der Zeit um 1820 kann ich Ihnen hier vorlegen: einen von 1818, einen von 1821 und einen ohne Jahreszahl.

Ueber die beiden erstgenannten, 1818 und 1821, will ich heute Abend nicht viel sagen, schon aus dem Grunde, weil ich nicht viel davon weiß. Die Ausgabe von 1818 „auf das Neue an das Licht gestellt, vermehrt und verbessert durch Juncundum Hilarium“, gibt eine stark verkürzende mildernde Modernisierung, wobei natürlich die eigentlichen Schlager unter den Tisch gefallen sind. Sogar die Geschichte von der Ratte ist unterdrückt. Der spätere Druck von 1821, herausgegeben von Meister Konrad Spät genannt Frühauf, rühmt sich dagegen schon auf dem Titelblatte dieses zugkräftigen Stückes nebst der Begebenheit von der Ratte und seiner wunderbaren Geburt“. Aber auch hier ist der eigentliche derbe Schelmuffskth-Ton durch Uebersetzung stark verloren gegangen. Auch bietet diese Ausgabe nur den ersten Teil, den zweiten hat der Herausgeber anscheinend gar nicht gekannt. Aus welchen Kreisen diese beiden Ausgaben stammen, ist nicht bekannt, jedenfalls nicht aus dem Kreise Brentano—Arnim—Grimm.

Der dritte Druck, ohne Jahreszahl, soll uns dagegen nun genauer beschäftigen. Sie sehen ihn hier vor sich: er präsentiert sich recht altertümlich und ist auch keine Bearbeitung, wie alle bisher erschienenen, sondern ein wortgetreuer Nachdruck der alten Fassung. Nur ein Anhang ist neu hinzugekommen: das Register der galanten Redensarten. Aus welcher Zeit stammt nun dieser Druck? Darüber

hat man früher recht irrige Vorstellungen gehabt. Durch sein altertümliches Aussehen hat sich der Altmeister der deutschen Literatur-Bibliographie so total täuschen lassen, daß er diesen Druck für die älteste Ur-Ausgabe des Schelmuffsky hielt, also einen Druck aus der Zeit um 1700. In der ersten Auflage von Goedekes Grundriß, erschienen 1859, wird dieser Druck an erster Stelle als älteste Ausgabe beschrieben. Ein Zweifel über diese Meinung Goedekes kann nicht bestehen; er führt nämlich in der Beschreibung dieser seiner ersten Ausgabe den Anhang, das Register der galanden Redensarten, mit auf, das kennzeichnend für gerade diese Ausgabe ist. Goedekes fügt hinzu: Frühere Ausgaben von 1696 und 1699 die angeführt werden, kenne ich nicht. Man sieht, daß Goedekes damals noch nicht Professor in Göttingen war. In unserer Bibliothek hätte er die alte Ausgabe von 1696 kennen lernen können und zugleich sehen, daß die Ausgabe mit den galanden Redensarten denn doch eine ganz andere ist, als die alte von 1696.

Doch war dieser Irrtum damals allgemein. Die altertümliche Herrichtung dieses Druckes täuschte auch andere, z. B. Friedrich Zarnke, der 1847 als junger Doktor die Meusebach'sche Bibliothek katalogisierte und das darin vorhandene Exemplar unserer „altertümlichen“ Ausgabe für die Urausgabe hielt. Noch 1884 erklärte Voebertag, der das Göttinger Exemplar von 1696/97 kannte: „es stehen zwei alte Ausgaben fest: die von Goedekes sub a beschriebene [das ist die mit den galanden Redensarten!] und die von 1696, während ich nicht für ausgemacht halten möchte, welche von beiden die älteste ist.“ Ja, man stellte sogar im Jahre 1848 eine Facsimile-Ausgabe (wie man es heute nennen würde) von jener vermeintlichen Urausgabe her, d. h. einen Neudruck, der die Vorlage so genau nachzubilden suchte, als es mit typographischen Mitteln möglich war. Das geschah natürlich in der Meinung, daß man damit die älteste echte Original-Ausgabe wiedergebe — aber es war nicht die alte, sondern nur die altertümliche Ausgabe, die man als Vorlage genommen hatte.

Es gilt nun, diese altertümliche Ausgabe, wie wir sie vorläufig nennen wollen, näher zu bestimmen.

Ich finde unsere Ausgabe zum ersten Male erwähnt an einer etwas versteckten Stelle: im ersten Bande des Deutschen Wörterbuches der Brüder Grimm, erschienen 1854. In dem Verzeichnis der Quellen führt Jakob Grimm daselbst an: Schelmuffsky's Reisebeschreibung Frfst. u. Lpz. 1750. (Das ist die uns bekannte Aus-

gabe) und: o. D. u. J. (Cassel um 1825). Das kann sich nur auf unseren altertümlichen Druck beziehen. Also nach Jakob Grimm ist das Buch erschienen: Cassel um 1825. Andere haben diese Notiz einfach übernommen. Erst als im Jahre 1880 der Briefwechsel der Brüder Grimm mit Meusebach durch Camillus Wendeler veröffentlicht wurde, erfaß man genaueres. Meusebach (Karl Gregor Hartwig Freiherr von Meusebach, 1781—1847) ist jener berühmteste aller deutschen Büchersammler des 19. Jahrhunderts, der in einem langen Sammlerleben eine unvergleichbar reiche Sammlung von Original-Ausgaben deutscher Literatur zusammengebracht hatte, zugleich eine der anziehendsten und seltsamsten deutschen Persönlichkeiten um 1830 herum. Von Haus aus war er Jurist und gelangte zu hohen Ämtern, aber seine historische Bedeutung liegt in seiner Büchersammlung. Nach seinem Tode kam sie 1850 an die Berliner Bibliothek und gab dieser Anstalt damit auf dem Gebiete der älteren deutschen Literatur eine nie wieder einzuholende Ueberlegenheit über alle anderen Bibliotheken. Selbst Göttingen muß auf diesem Gebiete noch um einige Grade hinter Berlin zurückstehen. Meusebach besaß von unserer altertümlichen Schelmuffsky-Ausgabe sogar zwei Exemplare; die richtige alte Urausgabe hat er, wie mancher andere, zeitlebens vergeblich gesucht. Er wußte aber, daß sie existierte; die altertümliche Ausgabe für die alte erste Ausgabe zu halten — das konnte einem echten Büchersammler nicht passieren. In seinem Exemplar von Rochs Compendium, das ich oben schon erwähnte, hat er sich an den Rand notiert: „Schelmuffskys Reisebeschreibung 1696, 2 Theile. Ist in der Göttinger Bibliothek.“ Diese Meusebach'sche Notiz wurde 1880 im Druck bekannt und nun hätte jener Irrtum, der unsere altertümliche Ausgabe für die echte alte Ausgabe angesehen hatte, endgültig beseitigt sein müssen. Trotzdem sagt Wilhelm Scherer, der vorn im Texte den Schelmuffsky die genialste deutsche Lügendichtung nennt, noch 1883 in den Anmerkungen, die älteste vorhandene Ausgabe trage fingierten Druckort und keine Jahreszahl — also unsere altertümliche Ausgabe gilt ihm immer noch als älteste Ausgabe.

Aus jenem Briefwechsel Grimm-Meusebach 1880 war nun aber weiter mancherlei zu ersehen, was uns endlich der Frage näher bringt: wann, wo, von wem ist denn nun unser altertümlicher Druck in Wahrheit an den Tag gegeben worden? Wir finden in dem Briefwechsel einen Brief von Wilhelm Grimm aus Cassel an Meusebach vom 28. Nov. 1824. Persönliche Bekanntschaft hatten diese beiden

1819 geknüpft, als Meusebach in Cassel seinen Schwiegervater besuchte, den Kur-Hessischen Minister von Witzleben. 1823 wurde der Besuch wiederholt. Daß dabei auch manches vom Schelmuffsky geredet wurde, ist selbstverständlich. Wilhelm Grimm schreibt nun 1824 an Meusebach: „Könnten Sie nicht Ihrer Gesundheit wegen die Reise hierher machen oder sonst eine Gelegenheit vom Zaun brechen? Der Herr Minister [also Meusebachs Schwiegervater Witzleben] wird sich auch darüber freuen, nur dürfen Sie ihm nicht zu viel von dem Schelmuffsky reden. Er klagte mir einmal darüber und sagte: „da hat der junge Hassenpflug ein altes Buch wieder abdrucken lassen, einfältiges und dummes Zeug, wie heißt's doch, Schelmbach — nicht wahr?“ „Ja, Ew. Excellenz.“ „Nun ja, von dem Schelmbach hat mein Schwiegersohn [Meusebach] den ganzen Tag gesprochen, und ich versichere Sie, Herr Bibliothekar, es ist einfältiges Zeug.“

Auf diese Briefstelle gründet sich nun die Behauptung, unsere altertümliche Ausgabe sei 1823 von Hassenpflug zu Cassel veranstaltet. So steht es seitdem im neuen Goedeke und danach sonst überall. Hassenpflug war in jener Zeit Assessor beim Justizsenat in Cassel und seit 1822 der Schwager der Brüder Grimm, sehr bekannt durch seine spätere Tätigkeit als Kurhessischer Minister. Friedrich Zarncke, der im Jahre 1884 die wichtigsten Entdeckungen zu Schelmuffsky machte, derselbe, der 37 Jahre vorher die Meusebach'sche Bibliothek katalogisiert hatte, wußte sogar noch mehr Einzelheiten. Er beschreibt die Ausgabe: o. D. u. J. (Cassel um 1823): „Diese Ausgabe ward 1823 (ungenau Jac. Grimm in der Einleitung zum Deutschen Wörterbuch: um 1825) angeregt durch den Kreis, welcher sich um den Freiherrn M. v. Harthausen in Westfalen zu sammeln pflegte und ausgeführt durch Hassenpflug. Sie ward in Cassel in der Druckerei des reformierten Waisenhauses gedruckt und wie es scheint gar nicht durch den Buchhandel, sondern nur als Geschenk verbreitet; wenigstens erwähnt keines der bibliographischen Hülfsmittel, nicht der Meßkatalog, nicht Heinsius, nicht Kayser das Buch. Der Anhang, die galanten Redensarten und die Titulaturen enthaltend, gehört nicht der alten Ausgabe an, sondern ist von Hassenpflug, Hr. von Harthausen, auch den Gebrüdern Grimm zusammengestellt . . . Die Typen sind altertümlich gewählt und geben dem Drucke das Aussehen, als stamme er noch aus dem 18. Jahrhundert. Er hat denn auch manche getäuscht“; u. s. w. Zarncke genöth, mit Recht, hohes Ansehen als Meister gerade in Aufhellung verwickelter biblio-

graphischer Fragen und so ist es selbstverständlich, daß ihm und dem neuen Goedese von 1887 folgend unser Druck seitdem stets dahin bestimmt wurde: Cassel 1823, herausgegeben von Hassenpflug. So steht es insbesondere in allen Neudrucken aus den letzten Jahren, die ich im Anfang nannte.

Geht man nun aber den Quellen dieser Daten nach, so finden wir nur jene Anekdote von Wilhelm Grimm über seine Unterhaltung mit dem Minister Wizleben. Wizleben hat den jungen Hassenpflug als Herausgeber des einfältigen „Schelbach“ angesehen. Aber in demselben Briefwechsel findet sich aus dem Jahre 1830 eine Aeußerung Meusebachs dahingehend: „Daß der Verfasser des Schelmuffsky, Harthausen, sich diesen ganzen Winter in Berlin aufgehalten hat, wissen Sie wohl. Das bringt mich auf den Herausgeber des sehrartigen Registers, ohne welches das Werk gar nicht zu brauchen wäre. Grüßen Sie ihn doch schönstens; er soll . . . mahl wieder . . . so eine musikalische Liedermasse schicken“ u. s. w. Das letzte geht unzweifelhaft auf Hassenpflug, wie andere Briefstellen ergeben. Danach bezeichnet also Meusebach, der es doch besser wissen mußte als sein schelmuffsky-fremder Schwiegervater, in dem Briefe an Jakob Grimm, der es am besten wissen mußte, Hassenpflug lediglich als den Herausgeber des Register-Anhangs, als den „Verfasser“, natürlich scherzhaft gesagt statt Herausgeber, des Buches selber dagegen Harthausen.

Das ist der status causae et controversiae, der Sach- und Streitstand, den ich vor etwa 20 Jahren vorfand, als ich Veranlassung hatte, mich mit der Schelmuffsky-Bibliographie zu beschäftigen. Ich erwarb nämlich ein Exemplar unseres „altertümlichen“ Druckes und fand auf dessen Titelblatt die handschriftliche Eintragung: W. Harthausen, Köln, den 12. Sept. 1818. Wenn diese Eintragung alt und echt war, mußte der Druck schon spätestens Sept. 1818 vorgelegen haben, nicht erst 1823. Die Datierung war mir wichtig, weil es mir wunderbar erschien, daß der erste selbständige Neudruck des Schelmuffsky nicht aus dem Kreise der Entdecker, Brentano-Arnim, oder ihres nächsten Anhangs, Grimm—Harthausen—Hassenpflug, hervorgegangen sein sollte, sondern von ganz abseitigen unbekannten Leuten, Lucundus Hilarius 1818 und Konrad Spät genannt Frühauf 1821. Es war mir geradezu unbequem, zu denken, daß nicht meine Freunde, die Romantiker, sondern irgendwelche andere Leute in Düsseldorf oder Berlin den Ruhm haben sollten, als Erste den Schelmuffsky erneuert zu haben. Das ordnete sich anders, wenn unsere altertüm-

liche Ausgabe früher zu datieren war, statt 1823 auf 1818 oder noch früher.

Wer war denn dieser W. v. Harthausen, der sich 1818 als Besitzer meines Schelmuffsky-Exemplars eingetragen hatte? So machte ich die Bekanntschaft der Familie Harthausen, zu reichster Belehrung und oft erneutem Vergnügen. Ich fand eine Biographie des Freiherrn August v. Harthausen, von einem ungenannten Freunde (er hieß v. d. Osten), und darin die farbenreiche Schilderung eines wahrhaft poetischen Lebenslaufes. Die Harthausen, alt erbässige westfälische Edelleute im Bistum Paderborn, wuchsen zu Böckendorf in der Nähe von Brakel heran, 8 Jungen und 9 Mädchen. Auf dem Edelhofe zu Böckendorf herrschte die patriarchalische Sitte der Väter, und die Volkspoesie war es, die von den Junkern und den Fräuleins leidenschaftlich gepflegt wurde: Volkslieder, Märchen, Sagen und Erzählungen wurden gesammelt und lebendig erhalten. Schon 1809 war Wilhelm Grimm bei seinem Badaufenthalt in Halle mit Werner Harthausen bekannt geworden und daran knüpfte sich freundschaftlicher Verkehr zwischen den Grimms in Cassel und den Harthausens in Böckendorf, der bis zum Tode andauerte. Viele Stücke aus den Kinder- und Hausmärchen sind den Grimms aus Böckendorf zugekommen.

Wir haben es hier mit August v. Harthausen zu tun, dem jüngsten der Brüder, geboren 1792. Er hatte die Freiheitskriege mitgemacht und wurde am 13. Nov. 1815 als Jurist in Göttingen für 6 Semester immatrikuliert. Unsere Georgia Augusta bot damals ein stolzes Bild, und wir, die wir die Universitätszustände nach einem unglücklichen Kriege kennen, hören vielleicht gerne, wie es damals nach den siegreichen Freiheitskriegen bei uns aussah.

Im Frühjahr 1817 war die Frequenz der Universität Göttingen auf ihrem Höhepunkte. Sehr viele, ja man konnte wohl sagen, die meisten unter den achtzehnhundert Studenten, die sie zählte, hatten die Freiheitskriege mitgefochten. Bei feierlichen Gelegenheiten erblickte man Uniformen aller Waffengattungen. Wir könnten unter diesen manchen Namen von Bedeutung nennen, wir beschränken uns darauf, nur Bodelschwingh, Hassenpflug und Dieterich Bocholz zu erwähnen. Unter dieser bunten Menge erregte schon damals August von Harthausen einiges Aufsehen. Auch er hatte in dem Bremen=Verdenschen Husaren=Regiment als Freiwilliger den Feldzug an der Elbe und in Dänemark unter hannoverscher Fahne mitgemacht und seinen Abschied als Cornet

im Jahre 1814 erhalten. Allein, er verschmähte es, sich in der glänzenden Husaren-Uniform zu zeigen; damals schon 25 jährig, durchschritt er im deutschen Sammtrock, mit Spizenkragen, Barett und Federn, den Flammberg an der Seite, mit dem Malteserorden en sautoir, die Straßen der Georgia Augusta. Nicht allein, daß dieser Aufzug fast ganz vereinzelt da stand, er war auch insofern auffallend, als sich Göttingen bis dahin von allen burschenschaftlichen Tendenzen, wie sie im Laufe des Sommers auf dem Wartburgfeste zu Tage kamen, ganz ferngehalten, und die tonangebenden Landsmannschaften dawider mit aller Kraft reagierten, wie wohl sie nicht, wie früher und später, Handel um dieser selbst willen suchten, sondern einen geläuterten ritterlichen Geist zu pflegen sich bestrebten. Noch auffallender war aber jene vereinzelte Erscheinung, wenn man die Persönlichkeit unseres Harthausen dabei ins Auge faßte und erwog. Es war ihm völliger Ernst mit einem solchen Auftreten, aber von einer Deutlichkeit, von einer anfänglich jugendlichen Spielerei, wie sie alsbald in ein tadelnswerthes politisches Treiben umschlug, war bei ihm keine Spur, und diese hat er auch später in seinem langen Leben niemals gezeigt. Unbekümmert um das Urtheil der Menge, zog er arglos und frisch, wie in Allem, was er auch später unternahm, seine Straße und war von allen, namentlich den Damen der Universitätsstadt, gern gesehen . . .

Wir finden ihn dann in jener Zeit vorzugsweise in einem Kreise ähnlich gesinnter Jünglinge. Dieser Kreis war unter dem Namen der „poetischen Schustergilde“ bekannt und von dem großen Haufen mehr oder weniger verspottet; eine Verbindung, die so wenig wie Harthausen Gefallen an Raufereien und Trinkgelagen fand und sich zum Ziele gesetzt hatte, deutsche Kunst und Poesie mit romantischem Geiste zu fördern und zu pflegen in einer zu diesem Zwecke begründeten Zeitschrift, der „Wünschelrute“ . . . Unter dem deutschen Noche, mag man ihn immerhin eine Karrikatur, eine Verirrung nennen, schlug unserm Harthausen ein deutsches Herz und aus dem deutschen Jünglinge erwuchs ein deutscher Mann, ein deutscher Edelmann in einem Sinne, wie ihn die Gegenwart weder zu verstehen, noch zu würdigen vermag.

Am liebsten verkehrte er mit gleichgesinnten Freunden, unter denen er bei Ernst und Scherz seiner Laune und seiner Bequemlichkeit keinen Zwang aufzulegen nöthig hatte, und er wählte diese nicht vorzugsweise unter seinen Standesgenossen; daneben waren

feingebildete und geistreiche Damen, die für seine Welt ein Verständnis zeigten, die unausgesetzte Schule, in der sein von der Natur fein angelegtes Herz Nahrung und Befriedigung suchte. Diesem Wesen ist er bis in sein spätestes Alter treu geblieben und er lebte gern in den Erinnerungen an einen solchen Verkehr, der seine Denk- und Sinnes-Weise so sehr veredelt hatte, während er auf der anderen Seite den Ton der sogenannten feinen und eleganten Welt durch volkstümliche Sitte und Redeweise in seinem Freundeskreise zu parodiren liebte. Sein Vorbild hiezu verblieb von der Studienzeit an unausgesetzt Schelmussky in seinen damals durch ihn wieder zum Druck beförderten „Abentheuern zu Lande und zur See“

Dieser Charakter wurde so sehr zu einer stehenden Maske in Harthausens Freundeskreise, daß wir ihn schon hier erwähnen mußten; bald wurde er diesem, bald jenem beigelegt und im Schlosse Thienhausen wird noch der Treppenhut und der rothe gallionirte Rock, der in Schelmusskys Nennungen eine so große Rolle spielt, bis auf den heutigen Tag als Reliquie aufbewahrt. Manche seiner Späße und Redensarten bürgerten sich in den oben beschriebenen Studententkreis vollständig ein und auch die alten Knaben ergöhten sich daran, so oft sie wieder zusammentrafen . . .

Da haben wir also aus dem Munde eines Göttinger Studien-genossen Harthausens die Bestätigung, daß Harthausen damals, also doch wohl in oder bald nach seiner Göttinger Studienzeit von Herbst 1815 bis Herbst 1818, den Schelmussky neu herausgegeben habe. Hassenpflug wird dabei nicht erwähnt: dieser war Ostern 1816 von Göttingen abgegangen, also nur noch ein Semester mit Harthausen zusammen gewesen. Diese Schilderung v. d. Ostens führt also auf Harthausen als Herausgeber des Schelmussky-Neudrucks, ohne eine genauere Datierung zu geben. 1823 als Erscheinungsjahr wäre damit immerhin noch vereinbar, ebenso gut aber auch 1818 oder noch früher.

Dann fand ich in dem Briefwechsel von Joseph Görres, der schon 1874 gedruckt erschien, einen Brief Harthausens an Görres, datiert Göttingen, den 4. Nov. 1818. In der voranstehenden Inhaltsangabe heißt es, er handle von einer Ferienreise. Es heißt im Texte nämlich: „Lieber Papa Görres! Daß es dem Herrn Vater und Frau Mutter noch wohl ergeht, hat der Sohn von Reisenden erfahren. . . Als er nun aus den Ferien zurückkam, fand er einen

schon etwas ältlichen Brief seines Bruders aus Cöln, mit dem Auftrag vom Herrn Vater, auf hiesiger Bibliothek zwei Bilder im Ferduſi abzeichnen zu laſſen. . . Das hat er gethan. . . Ich lege dem Herrn Vater eine Reiſebefchreibung bei, als Zeichen, daß der Sohn weit umher geweſen und was rechts gelernt hat uſw. Auguſt Harthauſen.“

Ich denke, Sie ſind mit mir darin einig, daß die beigelegte Reiſebefchreibung nicht die Schilderung von Harthauſens Ferienreiſe war, ſondern Schelmuffſkys Reiſebefchreibung, eben unſer altertümlicher Neudruck, der alſo ſchon ſpäteſtens Okt. 1818 vorlag, wie ihn auch der Kölner Bruder Werner ſchon Sept. 1818 hatte.

Damit ſchien die Frage eigentlich geklärt. Erſt nachträglich fiel mir ein, daß man ja aus dem ſchon mal bewährten Accessions-Manual unſerer Bibliothek erſehen könne, wann das hieſige Exemplar des altertümlichen Druckes in die Bibliothek gelangt ſei. Mit einem Griff war das Manual aufgeſchlagen, und da ſtand zu leſen: „Schelmuffſky Reiſebefchreibung, 2 Thle, Schelmerode v. J., Geſchenk des Hrn. v. Harthauſen Januar 1818.“ Dahinter in Klammern als Erſcheinungsjahr: 1817. Alſo wieder Harthauſen, und nun noch weiter zurückdatiert auf 1817.

Doch iſt das immer noch nicht das letzte Glied der Kette. Unſer „altertümlicher“ Neudruck iſt eine Wiederholung des Druckes von 1696, nicht der ſpäteren Ausgabe von 1750. Jener alte Druck iſt aber, wie wir wiſſen, nicht leicht zu bekommen. In Göttingen aber iſt er vorhanden. Sollte Harthauſen nicht nach dem Göttinger Exemplar ſeinen Neudruck veranſtaltet haben? Der Gedanke liegt nahe, erſcheint faſt ſelbſtverſtändlich. Aber auch hier fehlt es nicht an einer urkundlichen Unterlage. Oben auf dem oberſten Boden unſerer Bibliothek, dicht unter den Dachziegeln, ſtehen in ſtättlicher Reihe die Foliobände der Ausleihebücher vergangener Jahrhunderte. Aber die ſechs Treppen und 15 Grad Kälte konnten uns, Dr. Reiße und mich, nicht abhalten, die einſchlägigen Jahrgänge herunterzuholen. Und ſiehe, es fand ſich die Eintragung: am 9. Januar 1817 iſt Schelmuffſkys Reiſebefchreibung von 1696 ausgeliehen an den Studioſus v. Harthauſen unter der Bürgſchaft des Profefſors Benede. Danach iſt nun wohl der letzte Zweifel beſeitigt: nach dem Göttinger Exemplar, das Sie da in Händen haben, hat Harthauſen den altertümlichen Neudruck veranſtaltet, und zwar im Jahre 1817.

In welcher Druckerei er hergeſtellt iſt, habe ich biſlang nicht ermittelt. Zarnde wollte wiſſen, daß der Druck in der Druckerei des

reformierten Waisenhauses in Cassel erfolgt sei. Da aber die anderen Angaben Zarnckes nicht stimmen, mag ich auch dieser nicht ohne weiteres trauen. Belege führt Zarncke nicht an. Es scheint mir näher zu liegen, die Harthausen'sche Ausgabe auch als Druck=Erzeugniß für Göttingen in Anspruch zu nehmen. Die Zeitschrift, die der Harthausen'sche Kreis, die poetische Schustersgilde, im Jahre 1818 herausgab, „Die Wünschelruthe“, erschien im Verlage von Vandenhoeck & Ruprecht zu Göttingen. (Auch in der Wünschelruthe spielt übrigens Schelmuffsky eine Rolle, in einer Stelle, die man unnötigerweise Brentano zugeschrieben hat, während sie wohl sicher Harthausen gehört.) Für die Göttinger Herkunft unseres Druckes habe ich schließlich noch ein Zeugniß aus dem Munde Hoffmanns von Fallersleben. Dieser studierte gleichzeitig mit dem Harthausen'schen Kreise in Göttingen, von 1816 bis 1819. Mit Harthausen und Hassenpflug war er persönlich bekannt, Jakob Grimm besuchte er von dem berühmten Göttinger Studentenauszuge nach Wizenhausen aus im Juli 1818 in Cassel. Er stand also allen Mitgliedern des Schelmuffsky=Kreises nahe, gehörte wohl selbst zu den Schelmuffskyschwärmern, wenigstens erzählt er, daß er später (1826) in Breslau die von ihm gegründete Zwecklose Gesellschaft mit Schelmuffsky unterhalten habe. In den 40er Jahren wurde Hoffmann von Fallersleben seines Amtes als Bibliothekar in Breslau aus politischen Gründen entsetzt und war dadurch genötigt, seine Büchersammlung zu verkaufen. Er ließ den von ihm selbst ausgearbeiteten Katalog drucken, im Jahre 1846. Darin ist als Nr. 612 aufgeführt: Schelmuffskys Reisebeschreibung, Schelmerode o. S., mit der Anmerkung: Der sehr getreue seltene Göttinger Abdruck des sehr seltenen berühmten Romans.

Damit können wir dieses Kapitel schließen: unser altertümlicher Neudruck ist fortan anders zu benennen. Nicht mehr herausgegeben von Hassenpflug Cassel 1823, sondern von Harthausen Göttingen 1817. Und unser Druck ist nicht der letzte der drei Erneuerungen jener Jahre, sondern der erste.

Noch ein kurzer Ausblick auf den späteren Lebenslauf unseres Schelmuffsky=Herausgebers August v. Harthausen ist geboten. Er blieb unverheiratet und starb am Sylvester=Abend 1866. Nach der Rückkehr von der Universität 1818 lebte er auf dem väterlichen Edelhofe Bölsendorf seinen Liebhabereien, also der Pflege alles Volksrümlichen und Bodenständigen, übrigens in mannigfacher Verbindung mit seiner rechten Nichte Annette v. Droste-Hülshoff. Bald widmete

er sich speziell der wissenschaftlichen Erforschung der Agrarverfassung in den Fürstentümern Baderborn und Corvey. 1829 ließ er ein Buch hierüber erscheinen, durch das er die Aufmerksamkeit des preussischen Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm IV., gewann. Dieser veranlaßte ihn zu ähnlichen Forschungen für die anderen preussischen Provinzen und so wurde Harthausen ohne Examen Geheimen Regierungsrat, der im Lande und bei den Behörden herumreiste, um die Agrarverhältnisse zu studieren, daneben Volkslieder sammelnd, immer von seiner Laute begleitet. Auch Rußland hat er im Spezialauftrage des Zaren, in gleicher Weise bereist und wertvolle Bücher darüber veröffentlicht. Etwa 1859 schied er aus dem Dienste aus und nahm seinen Wohnsitz auf dem Schlosse zu Thienhausen. Das war ein verfallendes Schloß in der Heimat, das er von einer ausgestorbenen Seitenlinie erwarb. Hier richtete der alte Harthausen sich nach seiner Art ein: schrankenlose Gastfreundschaft, unbeschreibliches Durcheinander und doch unendliches Behagen herrschte in den Räumen des Schlosses — soweit sie noch bewohnbar waren. Harthausen nannte sein Reich die Tyrannei Thienhausen, wofelbst er als Tyrann, als Selbstherrscher nach russischem Muster über seine Gäste herrschte, — im Prinzip; in Braxi konnte jeder der Gäste tun und lassen, was er wollte. Da fanden sich zu wochen- oder monatelangem Aufenthalt die lustigsten und seltsamsten Gäste ein, Dichter und Frauen, würdige Geistliche und Spaßvögel. Das tolle Treiben ist wiederholt dichterisch festgehalten, von Schücking in einem Romane „Herberge der Gerechtigkeit“ und in einer epischen Dichtung eines Ungenannten. Der Dichter der Dreizehnlinden, Friedrich Wilhelm Weber, gehörte zu den Vertrauten des Thienhäuser Kreises.

Auch der Schelmuffsk-Ton kam hier, in der Tyrannei Thienhausen, wie man leicht denken kann, wieder zu Ehren. Daß Schelmuffsk zur Unterhaltung der Gäste in dem Tyrannen-Schlosse nicht wenig beigetragen hat, dafür haben wir ein hübsches Dokument: 45 Jahre, nachdem der junge Harthausen in Göttingen den alten Schelmuffsk in zwei Theilen erneuert hatte, konnte man ihm 1862 einen neuentdeckten dritten Theil nachweisen, von dem ein einziges Exemplar in Wien aufgefunden und gegen schweres Geld käuflich geworden war. Natürlich kaufte Harthausen das Unicum — und fand in dem altertümlichen Drucke eine getreue Schilderung des Treibens im Tyrannen-Schlosse zu Thienhausen — im echten Schelmuffsk-Tone. Es war eine wohlgelungene Mystifikation, die ein Genosse des Kreises, Viktor v. Strauß und Torney, hergestellt hatte. Natürlich

fanden sich zu dem Unicum nachher noch weitere Druckexemplare hinzu, die verschenkt wurden.

Ein Exemplar dieses dritten Theils von Schelmuffskys Reisebeschreibung zu erlangen, bin ich 20 Jahre lang vergeblich bemüht gewesen. Ich mußte nur von dem Exemplar in der Landesbibliothek zu Cassel. Da war ich denn nicht wenig verwundert, wie ich vor einigen Monaten bei der Wiederaufnahme meiner Schelmuffsky-Studien in dem Kataloge unserer Göttinger Bibliothek ein früher nicht vorhandenes Exemplar verzeichnet fand, eine Neuwerbung vom Jahre 1918. Ich sah dann alsbald, daß das Büchlein von dem Amtsgerichtsrat Dr. Leverkuhn in Lübeck geschenkt war, was mich besonders interessiren mußte, da ich mit diesem Herrn in einem Briefwechsel über andere Angelegenheiten stand, nämlich über Gottfried August Bürger als Amtmann in Altengleichen. Leverkuhn war früher Referendar in Reinhausen und Göttingen gewesen und hatte alte Gerichtsakten aus Bürgers Amtmannstätigkeit entdeckt und veröffentlicht. Durch ihn war nun, zu meiner angenehmsten Ueberraschung, der dritte Theil des Schelmuffsky in Göttingen bequem zugänglich geworden. Von diesem späten, aber nicht unehebürtigen Sproß vom alten Schelmuffsky-Stamme ließe sich nun wiederum manches erzählen. — Eine philologische Dissertation darüber gibt es bereits.

Aber wir müssen nun endlich zum Schlusse kommen. Vielleicht hat sich der eine oder andere von Ihnen schon gewundert, daß ich zwar über Herausgeber und Umwelt des Neudrucks von 1817 so liebevolle Untersuchungen angestellt, dagegen über den Verfasser des alten echten Schelmuffsßy und seine Umwelt nicht ein Wörtchen gesagt habe. Das hat seinen guten Grund darin, daß in den Zeiten, von denen ich Ihnen erzählt habe, hierüber nichts, absolut nichts bekannt war. Man wußte nichts vom Verfasser, dem Entstehungsort, ja meist auch nichts von der Entstehungszeit der Original-Ausgabe. Gottsched hatte zwar 1757 angegeben, Schelmuffsßy sei 1696 in Leipzig erschienen, und in Leipzig habe es damals wirklich solche Originale gegeben, die darin lächerlich gemacht worden. Das war aber unbeachtet geblieben oder wieder vergessen. Jakob Grimm schrieb in sein Exemplar: Sollte Christian Weise der Verfasser sein? Das war eine leicht hingeworfene Vermutung ohne Grund. Man hatte so wenig Anhaltspunkte, daß völlige Ratlosigkeit herrschte und das Problem nirgends auch nur angepaßt findet. Meusebach erzählt in einem Briefe des Jahres 1832 von einem lustigen

Intermezzo. „In Koblenz mußte ich mich mit einem Regierungsrath Scheibel einen halben Abend herumzanken, weil er steif und fest behauptete, daß sein Vater Verfasser des Schelmuffsky sey.“ Vielleicht ist dieses Rätsel dahin aufzulösen, daß der Vater jenes Regierungsraths Scheibel, wenn auch natürlich nicht den alten Schelmuffsky von 1696, so doch vielleicht den neueren Schelmuffsky von 1792 verfaßt hat, nämlich Schelmuffskys Botsage nach Berlin, von der Meusebach wohl gar nichts wußte. Emil Weller hatte dann 1856 in seinem Index Pseudonymorum angegeben, das Lustspiel L'honnette femme oder die ehrliche Frau sei von Christian Reuter verfaßt und richte sich gegen Eustachius Möllers Witwe in Leipzig. 1858 gab er geradezu Christian Reuter als den Verfasser des Schelmuffsky an, ohne Bezeichnung einer Quelle. Doch blieb diese Notiz unbeachtet, wahrscheinlich, weil die maßgebenden Fachgelehrten, wie z. B. Goedeke und Barnde, über Wellers Zuverlässigkeit ungünstig dachten. Goedeke meinte noch 1859 in seinem Grundriß, Schelmuffsky sei eine Hamburger Figur. Ebenso meinte Bobertag 1884, der Name Schelmuffsky weise auf eine in Hamburg und Umgegend verbreitete spaßhafte Tradition zurück.

Im gleichen Jahre 1884 wurde dann das Rätsel endgültig gelöst. Friedrich Barnde war es, dem der große Wurf gelang. Aus alten Akten des Leipziger städtischen Archivs und des Dresdener Hauptstaatsarchivs holte er eine ausführliche urkundlich belegte Entstehungsgeschichte des Schelmuffsky heraus. Danach ist der Verfasser des Schelmuffsky ein verbummelter Leipziger Student namens Christian Reuter, ein Bauernsohn aus Rütten in Kursachsen, nicht weit von Halle, damals schon 30 Jahre alt und immer noch stud. theol., dann aber noch sehr lange stud. iur., der schließlich ganz und gar unseren Augen entschwindet. Wo und wann er gestorben ist, weiß man heute noch nicht. Der Schelmuffsky-Roman ist danach (ebenso wie das vorangegangene Lustspiel Die ehrliche Frau) von Hans aus eine Verspottung der Witwe Eustachius Möller, der Wirtin Reuters, und ihrer Familie. Reuter war nämlich von ihr wegen Nichtzahlung der Miete vor die Tür gesetzt, rächte sich durch das pasquillantische Lustspiel Die ehrliche Frau und spann den Faden dann weiter im Schelmuffsky, womit er auf den Sohn seiner Wirtin, Eustachius Möller, zielte. So ist also auch hier, wie ähnlich im Don Quichote oder der Jobsiade, aus einer zunächst als literarische oder persönliche Satire gedachten, also zeitlich bedingten Arbeit ein unverwüßliches Werk ewigen Humors geworden.

Die Untersuchungen und Ergebnisse Zarnkes Ihnen hier vorzulegen, würde zu weit führen. Nur einen bibliographischen Fund Zarnkes darf ich nicht übergehen. Wir haben den ganzen Abend immer von der alten Schelmuffskj-Ausgabe von 1696/97, in zwei Theilen, gesprochen, die dann von Harthausen erneuert wurde. Zarnke fand aber eine Ausgabe, die noch vor dieser vermeintlich ältesten Ausgabe liegt: eine kürzere, unentwickelte Fassung des gleichen Jahres 1696, nur den ersten Teil enthaltend. Nur ein Exemplar davon ist auf uns gekommen, in der Landesbibliothek zu Gotha. Auch dieses Unicum kann ich Ihnen vorlegen. Daß vor der Ausgabe 1696/97 noch eine frühere Ausgabe, gar in anderer Fassung, liegen könnte, hatte von den Zünftigen niemand vermutet — nur Meusebach, der Unzünftige, hatte aus den Titelnworten: „die allervollkommenste und accurateste Edition“ geschlossen, daß noch frühere Ausgaben vorhanden sein mußten.

Durch diese Entdeckung Zarnkes wurde nun seit 1884 die Schelmuffskj-Forschung und der Schelmuffskj-Kultus neu belebt. Es erschien 1885 eine wissenschaftlich vollkommene, äußerlich allerdings wenig reizvolle Neuauflage in den Niemeyer'schen Neudrucken deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Goedeke berichtete in der neuen Auflage seines Grundrisses 1887 von den Ergebnissen Zarnkes, etwas unwirsch; er war scheintz auf Zarnke nicht gut zu sprechen. Aber der Ton, in dem Goedeke vom Schelmuffskj spricht, ist jetzt erheblich wärmer als in der ersten Auflage von 1859: er nennt ihn eines der genialsten Erzeugnisse auf dem Gebiete des Komischen, das gegenwärtig vielleicht noch frischer und lebhafter wirkt, als zur Zeit des ersten Erscheinens. „Die stehenden Redensarten (der Tebel hol mer, brav Kerl, von der Ratte usw.) bürgern sich in den Kreisen junger Leute, die den Schelmuffskj kennen lernen, noch gegenwärtig wie vor Jahren rasch ein.“ So Goedeke. Das sieht fast so aus, als habe der alte Goedeke, er starb noch in demselben Jahre 1887, noch einmal einen Schelmuffskj-Kreis junger Leute hier in Göttingen kennen gelernt. Zufällig habe ich davon das Nähere erfahren. Als ich im ersten Hefte meiner Göttingischen Nebenstunden ein Schelmuffskj-Hefte angekündigt hatte, schrieb mir der schon genannte Amtsgerichtsrat Dr. Levefkuhn aus Lübeck, das Schelmuffskj-Hefte erwarte er mit besonderer Spannung: „Goedeke sagte einst mit seiner Grabesstimme zu mir: „Sie kommen jetzt auch im Grundrisse vor.“ Ich hatte ihm nämlich davon erzählt, welches Glück ich im Schwarzen Bären (und zwar im Sarge) mit der Vor-

lesung des Niemeyer'schen Schelmuffskj-Neudrucks bei meinen Mit-Referendaren mache. Da schrieb er, weil ihn das ergötzte, in die zweite Auflage seines Grundrisses' . . ." — jene Stelle von den jungen Leuten, bei denen sich die Schelmuffskj-Redensarten noch heute leicht einbürgern.

Schelmuffskj im Schwarzen Bären zu Göttingen — das ist das letzte Bild aus der Nachgeschichte des berühmten Buches, das ich Ihnen zu zeigen hatte.

Und nun genug und übergenug. Sonst, fürchte ich, könnte vielleicht von diesem ehrwürdigen Ratheder aus eine neue Schelmuffskj-Seuche über Göttingen hereinbrechen — und daran möchte ich doch, der Tebel hol mer, nicht schuld sein.

Zusätze beim Druck.

Der Vortrag ist hier unverändert so abgedruckt, wie er am 15. Jan. 1924 in der Vereinigung der Göttinger Bücherfreunde in einem Hörsal der Universität gehalten worden ist. (Er ist dann auf Veranlassung von Professor Dr. Adolf Thimme am 18. November 1924 in der Göttinger Literarischen Gesellschaft wiederholt worden.) Die im Vortrage gegebenen Proben des Schelmuffskj-Textes wieder mit abzu drucken, wurde von einigen Hörern empfohlen. Doch will der Abdruck nicht buchstabengetreu sein.

Die Schelmuffskj-Ausgaben, die in dem Vortrage besprochen wurden, findet man nach Zarncke's Bibliographie von 1884 in dem Schelmuffskj-Bande der Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts, Nr. 57 u. 58, Halle, Niemeyer, 1885, sowie in Goedeke's Grundriß, Bd. 3, S. 260 (1887), genauer beschrieben. Doch ist die Anordnung der Drucke nach meinen Darlegungen zu berichtigen. Uebersen ist sowohl von Zarncke wie von allen anderen Bibliographen ein Druck des Jahres 1872.

Schelmuffskjs / Wahrhaftigte / Curiöse und sehr gefährliche / Reisebeschreibung / zu / Wasser und Lande / Erster Theil / und zwar / die aller vollkommenste und accurateste / Edition / in / hochteutscher Frau Mutter Sprache / eigenhändig und sehr artig an den Tag gegeben / von / E. S. / *** / Zu erst herausgegeben

zu Schelmerode. / Leipzig. / Verlag von Carl Minde. o. J. [1872 nach Heinzius.]

10 Bogen ohne Vorstoßblätter. Bogen 1 enthält: S. [I/II] Titel, S. [III/IV] Widmung an den Groß Mogul, S. [V/VI] Schreiben an den Groß Mogul, S. [VII/VIII] An den Curiosen Leser; dann S. 1—92 der erste Teil; auf zwei ungezählten Blättern des selben Bogens: Titel zum zweiten Theil (wie 1817) und An den allezeit curiosen Leser; dann S. 1—49 der zweite Theil. Zwei weitere Blätter mit Verlagsanzeigen. Z. B.: Französische Regierungs=Depeschen und =Nachrichten. Benedettis Enthüllungen. Die Schlacht bei Berlin im Jahre 1875. Die neuesten Prophezeiungen des alten Schäfer Thomas über die Jahre 1872—75. Auf dem letzten sonst leeren Blatte steht: Druck der Leipziger Vereinsdruckerei.

Aus den Verlagsanzeigen möchte man schließen, daß diese Ausgabe auf einen sehr weit gezogenen Leserkreis rechnete. Diese Erwartung ist aber offenbar nicht eingetroffen. Die Auflage blieb zum guten Theile unverkauft, wie der Kenner mit Sicherheit daraus erzieht, daß dasselbe Buch, im selben Druck, bald darauf mit erneuertem Titelblatt dem Publikum noch einmal vorgelegt wurde. Der neue Titel stimmt sonst mit dem von 1872 überein, nur heißt es statt Reisebeschreibung Reiseabenteuer, sowie: Zweite Auflage. Leipzig, Gustav Körner, o. J. [1873, nach Rahser und Heinzius.] Auf dem grünen lithographierten Umschlag steht: Schelmuffskys Reiseabenteuer. Eine Münchhausiade. Leipzig, Gustav Körner. Lith. und Druck v. H. Leipniz, Leipzig. (Diese Ausgabe besaß Minor und beschrieb sie in den Gött. Gel. Anz., 15. März 1885. Ich habe diese zweite Auflage selbst nicht gesehen, wage aber trotzdem die Behauptung, daß es nur eine Titelausgabe des Drucks von 1872 ist, den ich besitze.) Wir bemerken mit Vergnügen, daß man im Jahre 1873 den halbvergesenen Schelmuffsky durch Angleichung des Buchtitels an den vollstümlichen Münchhausen beim Publikum wieder einzuführen sucht. — Bürger hatte umgekehrt 1786 seinem Münchhausen durch einige Schelmuffsky=Schlager besonderen Schmuck geben wollen.

Aber auch als Münchhausiade verkleidet konnte Schelmuffsky den erwünschten Absatz nicht finden. Nach 18 Jahren war immer noch ein Rest dieser Auflage vorhanden, der nochmal mit wieder neuem Titelblatt auf den Markt gebracht wird: Leipzig 1891, bei W. Radehoff (nach Rahser). In den 70er Jahren war die Lesewelt für Schelmuffsky anscheinend noch nicht reif.

Im übrigen sind die Barnde'schen Druckbeschreibungen nur in Kleinigkeiten zu berichtigen.

Barndes Angabe, daß in der altertümlichen Ausgabe Harthausens der Abdruck ein ziemlich genauer, nur das Arrangement des Titels völlig unabhängig von einer alten Vorlage sei, stimmt in beiden Sätzen nicht ganz. Der Titel des Harthausen'schen Drucks ist genau dem Titel des alten Drucks von 1696 nachgebildet, nur heißt es am Titelseende nicht: im Jahr 1696, sondern: in diesem Jahr. Auch ließ Harthausen in seinem Titel einige Zeilen in Rotdruck hervorheben; der Druck von 1696 zeigt keinen Rotdruck. Danach sind die beiden früher oft verwechselten Ausgaben an diesen beiden Merkmalen schon im Titelblatt leicht zu unterscheiden: keine roten Zeilen und 1696; rote Zeilen und „in diesem Jahr“ bei Harthausen. Häufig verwechselt werden auch die beiden Ausgaben von 1817 und 1848, was ja nicht verwunderlich ist, denn der Klee-Wigand'sche Druck von 1848 wollte ja eine möglichst genaue Nachbildung des (für die Urausgabe gehaltenen) Harthausen'schen Drucks von 1817 sein. Besonders im Antiquariat werden beide oft verwechselt. Der Harthausen'sche Druck ist viel seltener als der Klee-Wigand'sche. Sie sind schon im Titelblatt deutlich zu unterscheiden. Im Harthausen'schen Drucke zeigt das Initial-R in Reisebeschreibung und das Initial-W in Wasser eine wirklich alte Letternform mit vielerlei dünnlinigen Schnörkeln, im Klee-Wigand'schen Drucke dagegen eine schlichte moderne Form. Auf dem letzten sonst leeren Blatte steht bei Klee-Wigand: Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig; dies fehlt bei Harthausen.

Die andere Angabe Barndes, daß der Harthausen'sche Abdruck „ziemlich genau“ sei (Hoffmann von Fallersleben nannte ihn sogar „sehr getreu“), bedarf einer Einschränkung. Vorerst ist festzustellen, nach welcher Vorlage überhaupt der Abdruck 1817 erfolgt ist, nach dem Druck von 1696/7 oder dem von 1750? Nach allem, was ich im Vortrage sagte, lautet die Antwort: nach dem ersten Druck von 1696/7. Und dennoch ist dieser Satz nur mit einer Modifikation richtig. Eine genaue Wort- und Buchstaben-Untersuchung der Texte ergab das immerhin überraschende Resultat, daß zahllose Eigentümlichkeiten des Textes von 1817 nur zu erklären sind, wenn man die Ausgabe von 1750 als Druckvorlage annimmt. Andererseits ist aber auch die alte Ausgabe von 1696 als Druckvorlage für 1817 nicht wegzudenken; hierzu genügt schon der Hinweis, daß der Besuch beim Papste in 1750 fehlt, in 1817 aber vorhanden ist, also nur

aus 1696/7 entnommen sein kann. Als Ergebnis einer genauen Untersuchung stelle ich die Behauptung auf: 1817 ist zunächst nach einem Exemplar von 1750 abgesetzt. Und zwar nach einem Druckexemplar, nicht nach einer Abschrift, wie sich daraus ergibt, daß die Zierinitialen von 1750 genau wiederkehren in 1817 (während in 1696 andere oder gar keine sich finden). Dann aber hat der Veranstalter den alten Druck von 1696/7 hinzugezogen und danach den Text ergänzt und an vielen Stellen mit dem alten Druck von 1696/7 in Übereinstimmung gebracht, z. B. auch in der Zerlegung des Ganzen in zwei selbständig paginierte Teile, so daß im ganzen jetzt der Text von 1696/7 gegeben wird; in zahllosen kleineren Eigentümlichkeiten, insbesondere den verbesserten grammatischen Formen, ist aber die Fassung von 1750 stehen geblieben. Man kann geradezu sagen: das sprachliche Gewand, in dem Harthausen 1817 den Schelmuffsky bietet, ist eher das von 1750 als das von 1696/7.

Die stark verkürzende Umarbeitung von Jucundus Hilarius 1818 nimmt den Druck von 1750 zur Vorlage, ist also unabhängig von Harthausen.

Der modernisierte Abdruck von Konrad Spät genannt Frühauf 1821 beruht auf dem alten Druck von 1696, bringt aber nur den ersten Teil. Der Herausgeber führt in der Vorrede diesen alten Druck als seine Vorlage an.

Der Klee'sche Abdruck von 1848 will eine genaue Kontrafaktur des Harthausen'schen Druckes sein und hat diesen Zweck erreicht. Wenn Schullerus in dem Niemeyer'schen Neudruck 1885 S. XI fg. aus Lesarten-Besonderheiten des „Hassenpflug-Klee'schen Abdrucks“ auf eine alte weitere, nicht wieder aufgefundenen Ausgabe, vielleicht einen Nachdruck schließt, so ist das ganz abwegig. Schullerus hat nicht beachtet, daß zwischen 1696 und 1817 noch die Ausgabe von 1750 liegt, und hat nicht erkannt, daß diese den Text von 1817 stark beeinflusst hat.

Der Druck von 1872 beruht auf dem Klee-Wigand'schen Druck von 1848, ebenfalls die Ausgabe München 1883. Der Harthausen'sche Druck von 1817 war offenbar schwer zugänglich oder fast verschollen, wie denn auch Jacob Grimm schon 1854 das Erscheinungsjahr vergessen hatte, und 1825 statt 1817 angab. Als Weller 1853 (in Behbolds Anzeiger für Bibliographie, 30. Sept. 1853) auf Schelmuffsky hinwies und die Ausgaben aufzählte, war er noch nicht voll orientiert. Er führt die alte Ausgabe von 1696 richtig an und nennt als Verleger Biele in Jena. Sodann: Frkf. 1750 (Müller in Leipzig). o. D. 1818 (Düsseldorf). Breslau (irrig statt Berlin)

1821. Schelmerode (G. Wigand in Leipzig). Die Harthausen'sche Ausgabe von 1817 kennt er also nicht. Auch sagt er noch: Den Verfasser hat man nicht in Erfahrung gebracht.

Seine Angabe, daß der alte Schelmuffskh bei Bielfe in Jena erschienen sei, hatte Weller offenbar aus dem, für solche Fragen, in erster Linie zuständigen, alten Allgemeinen Europäischen Bücher-Lexikon von Theophil Georgi. Hier steht in Teil 4 (erschienen Leipzig 1742), S. 36:

Des Schelmuffskh Reise-Beschreibung 2 Thle 8°. Je Vi 4 Kr.

Dieses Je Vi ist offenbar Abkürzung für Jena Bielfe. Ob allerdings diese Angabe richtig ist, steht dahin. Die Frage nach Drucker und Verleger der alten Schelmuffskh-Ausgabe scheint mir noch nicht ausreichend untersucht zu sein. Es sei hier gleich angefügt, daß im selben Georgi, drittes Supplement 1758, S. 312, als Verlagsort der zweiten Ausgabe von 1750 angegeben ist Leipzig, Gessner (Preis 4 gr.), während Weller 1853 Leipzig Müller angibt.

Weller, unermüdlich auf Verbesserung und Ergänzung seiner bibliographischen Angaben bedacht, gibt 1858 in seinen „Falschen und fingirten Druckorten“, S. 29, dieselben Schelmuffskh-Drucke an, wie 1853, nur ist hinzugefügt: v. D. u. J. (Cassel 1825). Diesem Zusatz, also die Einfügung der Harthausen'schen Ausgabe, hat er offenbar aus Jacob Grimms Einleitung zum Deutschen Wörterbuch von 1854 entnommen. 1864 aber, in der zweiten Auflage der „Falschen Druckorte“, bringt er noch eine merkwürdige weitere Notiz: die Ausgabe bei Wigand 1848 sei von Cl. Brentano herausgegeben! Aber Brentano hatte 1848 seine Schelmuffskh-Zeit lange hinter sich. Wahrer Herausgeber waren Dr. Gustav Klee und Georg Wigand.

*

Ein Kapitel für sich bilden noch die Schelmuffskh-Bilder. Nach Barnde haben beide Teile der alten Ausgabe 1696/7 je ein Titelfupfer. Im ersten Teil ein Kupfer in doppelter Blattgröße: Links Schelmuffskh, abgerissen, die Schuhe über dem Arm, mit Belzmütze, im Hintergrunde die See mit einem großen und kleinen Schiffe; über ihm auf einem Bande: Der Tebel hol mer. Rechts in einer Haustüre ein feister Weinschenke mit einem Käppchen auf dem Kopfe und einem großen pokalartigen Trinkgefäße in der Linken, während er dem Herankommenden die Rechte reicht; darüber auf dem Türbogen: Mon Frere Du lebest. Das Titelfupfer zum zweiten Teil in einfacher Blattgröße. Dargestellt ist Schelmuffskh, wie er von drei Räubern bis aufs Hemd ausgezogen, davon flieht. Darüber

die Worte: Der Tebel hol mer Feind ist da. Im Hintergrunde mitten im Meere, von Schilf umgeben, eine Stadt, darüber Roma, je ein Schiff vor und hinter derselben. Links herings-fang. Daneben duellieren sich zwei. Rechts auf einem hohen Felsen eine Stadt, darüber Venetig.

Daß hierbei irgend etwas nicht in Ordnung ist, bemerkt auch Zarnde. Der feiste Weinschenke auf dem ersten Kupfer kommt nämlich im Schelmuffsky gar nicht vor. Gemeint ist damit der Wirt von Auerbachs Keller, Johannes Tieze, genannt Bolterhans. Dieser spielt in einer späteren Lästerschrift Reuters, dem Grafen Ehrenfried, eine beträchtliche Rolle. Doch erschien der Graf Ehrenfried erst Anfang Mai 1700. Ich nehme danach an, daß dieses Kupfer gar nicht zum Schelmuffsky von 1696/7 gehört. Es ist denn auch nur in dem Dresdener Exemplar vorhanden, nicht in dem Göttinger, dem Berliner und dem von Jthaka. Das Kupfer zum zweiten Teil stimmt in seinem Gegenstande genau zum Inhalt der Erzählung, wird also von vornherein für diesen zweiten Teil bestimmt gewesen sein. Doch fehlt es in dem Berliner Exemplar.

Das Zarnde'sche Exemplar, jetzt in Jthaka (er hatte es erst nach dem Abschluß seiner großen Schelmuffsky-Arbeit erworben und es 1888 beschrieben), zeigt zwei andere, sonst nicht vorkommende Kupferstiche eingeklebt. Das erste Bild stellt im Vordergrunde Schelmuffsky dar, seine Schuhe in der Hand, neben zwei Tonnen, auf deren einen steht: Hechtzungen, auf der andern: Bomolie. Aus seinem Munde die Worte: der Tebel hol mer. Im Hintergrunde das Meer, auf dem ein Schiff segelt, ganz hinten eine steile Insel mit Befestigungen, darüber: das Schloß Agra. Ueber dem Bilde, doch innerhalb der Bildfläche, auf einem Bande: Schelmuffski Reiz-beschreibung. Das zweite Bild, das zu S. 40 eingeklebt ist, stellt, wie ein oben flatterndes Bild sagt, Madame la Charmante dar, eine modisch gepuzte Dame mit hohem Kopfschmuck und Fächer. Im näheren Hintergrunde duellieren sich zwei, im ferneren das Meer mit vier Schiffen, hinter demselben wieder Land, eine steile Küste und gebirgige Landschaft; rechts vom Beschauer am Strande eine Stadt, desgleichen links in den Bergen eine Burg oder Stadt.

Danach möchte ich annehmen, daß Spottbilder auf die Personen des Schelmuffsky-Kreises, durch Reuter veranlaßt, auch unabhängig von dem Druck der Schelmuffsky-Erzählung hergestellt und verbreitet worden sind. Diese Vermutung gründet sich besonders auf Angaben in einem Klagschreiben der Familie Eustachius Möller vom

27. Jan. 1700 gegen den „abgefäumten Bösewicht“ Christian Reuter, der diese Familie seit Jahren mit schändlichsten Pasquillen und Schmähsarten angegriffen habe. Diese „Schmähsarten“ fasse ich als Kupferstiche auf und finde eine weitere Bestätigung darin, daß nach Behauptung des Advokaten Göze die Bibliothek Reuters meistens aus „Karthén und Schandschriefften bestehet“. Die Karten werden wieder Schmähsarten, also Spottbilder, sein, wenngleich man auch an Spielkarten denken könnte. Doch rechnet man solche kaum zur Bibliothek.

Die Ausgabe von 1750 zeigt als Bildschmuck den Doppelblatt-Kupferstich mit Schelmuffský und dem Weinschenken; es ist ein Nachstich nach der oben behandelten alten Vorlage (im Dresdener Exemplar des Schelmuffský 1696/7).

Die Wiedererntdecker Schelmuffskýs, Brentano und seine Freunde, haben sich auch zeichnerisch an ihrer Lieblingsfigur versucht. Von allerlei Anläufen und Plänen hören wir in ihren Briefen. Im April 1805 hat Brentano in Heidelberg ein Polichinell-Theater von 10 Personen, darunter Schelmuffský und der Teufel nach Tiecks Zeichnungen. „Wir wollen meiner Frau (Sophie Mereau) im Wochenbette lachen machen.“ Am 1. Oktober 1808 ermunterte Arnim in Heidelberg ihn, Brentano in München: Mache doch Zeichnungen zum Schelmuffský, ich denke ernstlich an die Herausgabe; [Ludwig] Grimm soll auch noch dazu zeichnen und alle Zeichnungen sollen ganz klein auf ein paar Tafeln kommen, wie man Napoleons Lebensbeschreibung hat. Auf Christian als Wiedererntdecker müßte ein besonderes Denkmal dabei errichtet werden, ihm und uns nur verständlich.“ In den Jahren 1810 und 1813 wird ein „Schelmuffský-Spiel“ Brentanos wiederholt erwähnt. Brentano schreibt im Mai 1810 an Wilhelm Grimm: ich mahle jetzt noch geschwind das Schelmuffský-Gespiel aus, um den Christian zu erstaunen, dem Bauch der erscheinenden Charmante habe ich bereits Butschbacher Façon gegeben. Der Herausgeber R. Steig bemerkt dazu: „Gemeint sind die noch vorhandenen Zeichnungen Brentanos zum Schelmuffský.“ Näheres von ihnen ist mir nicht bekannt.

Dagegen kenne ich Federzeichnungen aus dem Grimm'schen Kreise, die Schelmuffský und den Bruder Grafen auf seinem Schellenschlitten darstellen — sehr wohlgelungene Skizzen, die in wenigen Strichen das Charakteristische der Figuren famos herausbringen. Die Blätter sind der Schelmuffský-Abchrift beigegeben, die im Grimm'schen Kreise zu Cassel um 1810 von Wilhelm oder Ferdinand Grimm an-

gefertigt wurde; sie finden sich in der Berliner Staatsbibliothek. Ms. Germ. 4. 950. Für den Zeichner halte ich Wilhelm Grimm, dem solche Talente nachgerühmt werden. In einem Briefe von Wilhelm an Jacpb aus Halle, 2. September 1809, heißt es: „Clemens [Brentano] zwackt mir viele Stunden zu einem großen Bilde über Schelmuffskü ab, worin ich schon vieles recht schöne gemacht habe, und worin Du auch in Gala-Uniform stehst, und ich in meiner Carikatur dem Naturdichter Hiller sehr ähnlich.“ Allerdings macht diese Briefstelle nicht ganz deutlich, ob Wilhelm hier der Maler oder nur das Modell des Bildes ist. Vielleicht haben Wilhelm und Clemens es gemeinsam gemalt.

Recht seltsame Schelmuffskü-Bilder bringt das Jahr 1818 in der Ausgabe von Zucundus Hilarius. Einige Exemplare dieses Buches, das in Düsseldorf bei Daenzer erschienen sein soll, haben ein Titeltupfer (in der Mehrzahl der Exemplare, die ich sah, fehlte es). Das Kupfer zeigt vier Köpfe, ein Paar in der Mitte (2 und 3), einen darüber (1), einen darunter (4). Links oben ist die Schrift in die Platte graviert: zu Schelmuffsküs Reise=Abentheuern. Unterschrift: 1. der Papa der Charmante, 2. die Charmante, 3. Schelmuffskü, 4. der Herr Bruder Graf. Nr. 1 trägt eine lockige Allonge=Perücke, Nr. 2 eine Haube, Nr. 3 eine gepuderte glatte Perücke mit Zopf, Nr. 4 ebenfalls eine gepuderte Perücke. Das Kostüm, soweit erkennbar, ist das von ca. 1750 — anders also, als man sich den grobianischen Handwerksburschen denkt. Noch auffälliger aber der Umstand, daß ein „Papa der Charmante“ im Schelmuffskü gar nicht vorkommt. Jarndt hat mit scharfem Blick erkannt, daß die Köpfe an Hogarth'sche Figuren erinnern und gefunden, daß die Köpfe in Hogarths Noon (Le midi, Nr. 4 in dem Riepenhausen'schen Hogarth-Werk) vorkommen. Es läßt sich aber noch bestimmter sagen, daß dieses Titelblatt eine genaue Kopie eines Kupfers aus dem Göttinger Taschenkalendar für 1790 ist. In diesem Taschenkalendar erschienen zuerst die Erläuterungen Lichtenbergs zu den großen Hogarth'schen Blättern, begleitet von kleinen Kupfern (in Kalenderformat), in denen Riepenhausen Gruppen und Köpfe aus Hogarth im Ausschnitt nachgestochen hatte. Das Titelblatt der Schelmuffskü-Ausgabe von 1818 ist einfach eine Kopie des Riepenhausen'schen Kalenderkupfers C von 1790, Köpfe aus Hogarths Noon. Diese Merkwürdigkeit erklärt sich wohl so, daß der Kupferstecher, der ein Titeltupfer zum Schelmuffskü zu liefern hatte, es bequemer fand, ein altes Kalenderbild nachzustechen. Da dann aber für den oberen Kopf der Gruppe

kein Urbild im Schelmuffski vorhanden war, erfand er unbekümmert eine neue Figur, den Papa der Charmante. — Als Versuch, die Schelmuffski-Figuren im Bilde darzustellen, kann also dieses Titelbild von 1818 kaum gelten.

Aus dem 19. Jahrhundert kenne ich keine weiteren Schelmuffski-Bilder. Nur von einem weiß ich, dank einem freundlichen Hinweise von Dr. Joachim. Am 30. Mai 1857 schreibt Brahms an Clara Schumann: „Schröter hat mir heute ein prächtiges Andenken geschenkt. Es gibt eine Reisebeschreibung eines Handwerksburschen Schelmuffski, die Arnim als Manuskript auffand und herausgab. (Der Verfasser ist nicht bekannt.) Das ist eins der originellsten, drolligsten Werke, die ich kenne. Das hat er mir geschenkt (und in würdigen Pergamentband) und hat mir den Schelmuffski hineingezeichnet. Diese Original-Ausgabe, (Schelmerode, gedr. in diesem Jahr) ist selten, es ist später in Leipzig gedruckt.“

Leider ist dieses Brahms'sche Schelmuffski-Exemplar nicht mehr aufzufinden. Gerade in der Auffassung von Adolf Schröter, dem köstlichen Nachbildner des Peter Schlemihl, Don Quichote, Till Eulenspiegel und — Piepmeyer, würde man den Schelmuffski besonders gerne sehen.

Erst in der Ausgabe der Hamburger Deutschen Hausbücherei (ca. 1910) finde ich dann wieder ein Schelmuffski-Porträt: ganz als studentischer Renommist von 1740 aufgefaßt, was nicht eben einleuchtet.

Die Albert Langen'sche Ausgabe des Schelmuffski von [1912] zeigt auf dem Umschlag ein Bild des Helden (im Kostüm des 17. Jahrhunderts) von Wilhelm Schulz, mit dem man sich eher befreunden kann, doch sind die Gesichtszüge viel zu alt ausgefallen.

Im Jahre 1913 ist zu München als „Druck für die Hundert“ eine Brachtausgabe des Schelmuffski mit Holzschnitten von H. Unold erschienen. Da sich von dieser künstlich selten und teuer gemachten Ausgabe in Göttingen kein Exemplar zu befinden scheint, und die Münchener Bibliothek ihr Exemplar als unschätzbar und deshalb „nicht verleiibar“ behandelt, so kann ich darüber nichts sagen.

Im Jahre 1920 erschien der Schelmuffski für die Jugend, bearbeitet von Anselm Ruest mit einem wohl gelungenen Vollbild Schelmuffskis auf dem Deckel und acht farbigen Einschaltbildern von der Malerin E. W. Kallen, die gar nicht übel gemacht und dem jugendlichen Gemüte angepaßt sind.

Uebertroffen scheint mir diese Ausgabe aber noch durch den letzt-
erschienenen Schelmuffskh-Druck von 1924 in der „Sammlung Brand-
dus“. Format, Druck, Einband, Bilder (10 farbige Bilder von
Martha Bade) vereinigen sich zu einem so hübschen und trotzdem
sehr billigen Taschenbüchlein, daß ich ihm unbedenklich die Krone
unter allen Schelmuffskh-Ausgaben zuerkenne.

*

Die Geschichte der Wiederentdeckung des Schelmuffskh-Buches ist
in dem Vortrage dargestellt. Ich füge noch einige kleine Splitter nach.

Im Jahre 1746 erschien ein Büchlein, das eine Art Biblio-
graphie von Stachelschriften (Pasquillen, Satiren, Streitschriften pp)
sein will, unter dem Titel:

Schreiben eines guten Freundes an seinen guten Freund,
worinn er ihm einen Beitrag zu seiner edirenden Bibliotheca
sathricomorali mittheilet. Frankfurt und Leipzig 1746.

Darin wird unter den Moralisten und Sathren-Schreibern aufge-
führt: Schelmuffskh Reise-Beschreibung zu Wasser und zu Land
1696. 1697. — Ganz vergessen war danach das Buch 50 Jahre nach
seinem Erscheinen noch nicht.

Daß Gottsched die alte Ausgabe kannte, ist oben angeführt. Aus
dem Auktionskatalog seiner Bibliothek vom 13. Juli 1767 ersehen
wir, daß er diese Ausgabe sogar besaß. Eine besonders reiche Samm-
lung von Dramatici Germanicorum, das Material zu seinem ver-
dienstvollen „Nötigen Vorrat zur Geschichte der deutschen dramatischen
Dichtkunst 1757“, ist hier zu einem Konvolut zusammengefaßt, aber
mit Anführung der Titel der einzelnen 499 Stücke (Nr. 3076 bis
3574). Unter Nr. 3289 steht verzeichnet:

Die ehrliche Frau zu Blissine 1695. [Angebunden:]

Schelmuffskhs Reisebeschreibung. 2 Theile, 1695. 8°. Pb. Das
Erscheinungsjahr 1695 ist nur für die Ehrliche Frau, das pas-
quillantische Lustspiel, richtig, nicht für Schelmuffskhs Reisebe-
schreibung. Hier ist 1695 statt 1696 nur ein Druckfehler. Gott-
sched selbst hatte 1757 in seinem Nötigen Vorrat I. S. 259 das
Erscheinungsjahr richtig angegeben. — Das ganze Konvolut von
499 Dramen, mit dem beigegebenen Schelmuffskh, fand einen
Käufer für 65 Thaler. Ich meine gelesen oder gehört zu haben
(vielleicht hat es Professor Deetjen in seinem Vortrag vor den
Göttinger Bücherfreunden im Juni 1926 berichtet), daß die Dramen-
Sammlung Gottscheds in die Weimariische Landesbibliothek gekommen

sei. Sollte diese Nr. 3289 mit ihrem Beiband, nämlich Schelmuffskys Reisebeschreibung von 1696, dort noch vorhanden sein?

Da wir gerade bei Auktions-Katalogen sind (aus denen der Bücherfreund viel lernen kann), so sei aus dem Brentano'schen Auktionskatalog von 1819 noch eine Notiz ausgegraben. Dort ist S. 49 Nr. 402 aufgeführt Schelmuffskys Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande 2 Thle 1750. [Zusatz:] Ein zu diesem lächerlichsten Buch gehöriges ungedrucktes Manuscript, geheftet. — Was mag das für ein Manuscript gewesen sein?

*

Schließlich noch einige Notizen über die Geschichte der Entdeckung des Verfassers von Schelmuffskys Reisebeschreibung. Das Hauptverdienst hat Barnde, aber er hatte doch Vorläufer. Da diese seit Barnde über Gebühr vergessen worden sind, mag ihre Arbeit hier wieder ans Licht gezogen werden.

1853 erklärte Weller noch, der Verfasser sei unbekannt. 1855 erschien in dem „Deutschen Museum“, hrsg. von R. Bruch, im Juli=September=Heft S. 656 ein Aufsatz von Theodor Hermann, Literarische Fehden und Satiren des achtzehnten Jahrhunderts. Nachstücke aus der deutschen Literaturgeschichte. Aus Dresdener Akten (offenbar denselben, die später Barnde benutzte), berichtet der Verfasser über eine Klage des Advokaten Göze zu Leipzig gegen einen Studiosus Christian Reuter. Dieser hat im Mai 1700 in einem Lustspiel Graf Ehrenfried den Advocaten Göze in der Figur eines Flecken-Schreibers Injurius verspottet. Aus der Klageschrift Gözes führt Hermann an: der Verfasser des Lustspiels Graf Ehrenfried sei bereits im Jahre 1697 wegen einer Schrift: „Die ehrliche Frau in Plissine“, in welcher er Eustachius Möllers Witwe und Kindern Verbrechen vorgeworfen, relegiert worden. Weiteres, das hier interessierte, bringt Hermann nicht. Daß er in dieser Akte den langgesuchten Verfasser des Schelmuffsky am Fragen hatte, merkte er nicht; er ließ ihn unerkannt wieder laufen.

Emil Weller war der erste, der den Fund in seiner Bedeutung erkannte. Im folgenden Jahre, 1856, ließ er seinen Index Pseudonymorum erscheinen und sagte S. 72: Hilarius 1695 = Christian Reuter. Weller kannte das Lustspiel Die ehrliche Frau zu Plissine (mindestens den vollständigen Titel), wußte also, daß der Verfasser sich des Pseudonyms Hilarius bediente und sah aus Hermanns Aufsatz den wahren Namen Christian Reuter. Ueber Schelmuffsky sich zu äußern, hatte Weller hier keine Veranlassung, da

der Schelmuffsky nicht als pseudonym erschienenenes Werk gelten konnte. 1858 in seinen falschen Druckorten wiederholte er die Deutung des Pseudonyms (S. 29) und fügt hinzu: Gegen Eustachius Möllers Witwe.

Auf derselben Seite aber tut Weller dann den letzten Schritt. In der Titel-Wiedergabe von Schelmuffskys Reisebeschreibung liest man: „an den Tag gegeben von E. S. (Christian Reuter). Damit war der Verfasser des Schelmuffsky zum erstenmal genannt.

Ob Goedeke diesen Hinweis noch für seinen Grundriß hätte benutzen können, ist zweifelhaft. Das Vorwort zu Bd. 1 und 2 des Grundrisses datiert vom 10. Nov. 1858 und es scheint, als wären die älteren Partien schon in Lieferungen 1856 und 1857 erschienen. Aber vielleicht hätte Goedeke diese Weller'sche Notiz auch dann beiseite geschoben, wenn er sie rechtzeitig gekannt hätte. Weller brachte 1864 im zweiten Bande seiner Annalen der Poetischen National-Literatur der Deutschen im 16. und 17. Jahrhundert, S. 296—399 „Ergänzungen und Berichtigungen zu K. Goedeke's Grundriß“. S. 396 liest man: Schelmuffsky . . Reisebeschreibung ist von Christian Reuter. Aber Goedeke lehnte alle Belehrung bissig ab. „Die Nachträge, die E. Weller auf mehr als hundert Seiten seiner Annalen zu meinem Buche geliefert hat, sind mir nur zum allergeringsten Teile nützlich gewesen . . . Ein Bibliograph, der wie Weller, außer den § 164 genannten Ausgaben von Fischarts Gargantua noch andere als existierend angibt, ohne eine einzige derselben gesehen zu haben oder nachweisen zu können, wird bei den Einsichtigen auch für andere seiner auf Katalogen fußenden Angaben keinen Glauben erwarten dürfen.“ (Vorwort zum Grundriß Bd. 3 von 1881). So unliebenswürdig konnte Goedeke sein. Aber gerade hier war der grobe Ton fehl am Orte. Denn Weller hat recht, und seine Quelle (Hermann 1855) hätte Goedeke ebenfogut kennen können, wie Weller. Auch Wendelin von Malzbahn, der an Bücherbesitz und Bücherkenntnissen dem älteren Meusebach heinahe gleichkam, zeigt in seinem Bücherschatz von 1875 S. 365 noch die alten Irrtümer und weiß nichts von Christian Reuter. So konnte denn Minor 1885 in den Göttinger Gelehrten Anzeigen bei Besprechung der großen Zarncke'schen Arbeit von 1884 sagen: Es war auf dem Gebiete der Literatur des 17. Jahrhunderts vielleicht keine interessantere Entdeckung zu machen, als diejenige, welche der obige Titel ankündigt, nämlich: Christian Reuter, der Verfasser des Schelmuffsky.

46073

PT
1759
R4
D4

Deneke, Otto
Schelmuffsky.

46073

DATE	ISSUED TO

Deneke...
Schelmuffsky.

THEOLOGY LIBRARY
SCHOOL OF THEOLOGY AT CLAREMONT
CLAREMONT, CALIFORNIA



